

SCHWÄBISCHE HEIMAT

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1959



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1959

10. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Hefen umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefen DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefen bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Neckarstraße 36, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Maria vom Creglinger Altar
des Tilmann Riemenschneider

INHALT

Es ist ein Reis entprungen

Geistliches Volkslied aus dem Mittel-

alter 221

Johann A. Sixt – ein Meister der „Schwä-
bischen Schule“

Von Friedrich Baser 222

Das englische „Dörfle“ in Hohenheim

Von Hans Andreas Klaiber 228

Das Kelterbild in der Stadtkirche
zu Kirchheim/Teck

Von Alfred Weckwerth 236

Paul Schmittthener zum 75. Geburtstag

Von Paul Heim 241

Dr. Ernst Müller 60 Jahre

Von Oskar Rühle 249

Das schönste Fest des Jahres

Von Adalbert Stifter 251

Die Türkentaufe

Von Ingaruth Schlauch 252

Ins tausendjährige Reich

Von Hans Reyhing 254

Buchbesprechungen 256

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 259

Es ist ein Reis entsprungen

Es ist ein Reis entsprungen
aus einer Wurzel zart,
als uns die Alten sangen,
aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
wohl mitten in dem Winter
wohl zu der halben Nacht.

Den Hirten bei den Schafen
erschien ein Engel klar:
„Ihr sollt jetzund nit schlafen,
das sag ich euch fürwahr
von einem Kindelein,
jetzund wird es geboren
von einer Jungfrau rein.

Die Wahrheit ich verkünden,
zu Bethleim zeihet ein:
Ein Kindlein werdt ihr finden
gelegt in Tüchlein,
wohl in ein Kripp gelegt.“
Die nacht die war so klare
als wärs der helle Tag.

Lob, Ehr sei Gott dem Vater,
dem Sohn und heiligen Geist,
Maria, Gottes Mutter,
dein Hilf an uns beweis
und bitt dein liebes Kind,
daß es uns woll behüten,
verzeihen unser Sünd.

Wir bitten Dich von herzen,
du edle Königin,
durch deines Sohnes Schmerzen,
wann wir fahren dahin
aus diesem Jammertal,
du wollest uns begleiten
bis in der Engel saal.

So singen wir all Amen,
das heißt, nun werd es wahr,
das wir begehren allsammen:
o Jesu hilf uns dar
in deines Vaters Reich,
drin wollen wir dich loben,
o Gott uns das verleih!

Geistliches Volkslied aus dem Mittelalter

Johann A. Sixt – ein Meister der „Schwäbischen Schule“

Von Friedrich Baser

Der allzulange vergessene Lied- und Kammermusikmeister Johann A. Sixt darf der „Schwäbischen Schule“ zugerechnet werden, obwohl ihr Gründer, Christian Daniel Friedrich Schubart ihn kaum erwähnte; auch die weiteren komponierenden Schwaben von Samuel Gottlob Auberlen und Dieter bis zu Rudolf Zumsteeg, ihrem Bedeutendsten, und dem 1838 gestorbenen Ludwig Abeille (der früh von Bayreuth in seine schwäbische Wahlheimat kam) pflegten kaum Beziehungen zu ihm. Das läßt sich aber aus dem Lebenslauf Sixts erklären. Freilich sind seine Anfänge immer noch recht ungeklärt; erst mit Mühe mußte sein richtiger Geburtsort Gräfenhausen (von dem Markgrafen von Baden im Rahmen einer Grenzbegradigung um Pforzheim 1528 Württemberg überlassen) festgestellt werden, ebenso sein Geburtsdatum; er ist am 3. Januar 1757 geboren, fast ein Jahr nach Mozart, zu dem er am entschiedensten von allen anderen schwäbischen Zeitgenossen neigte.

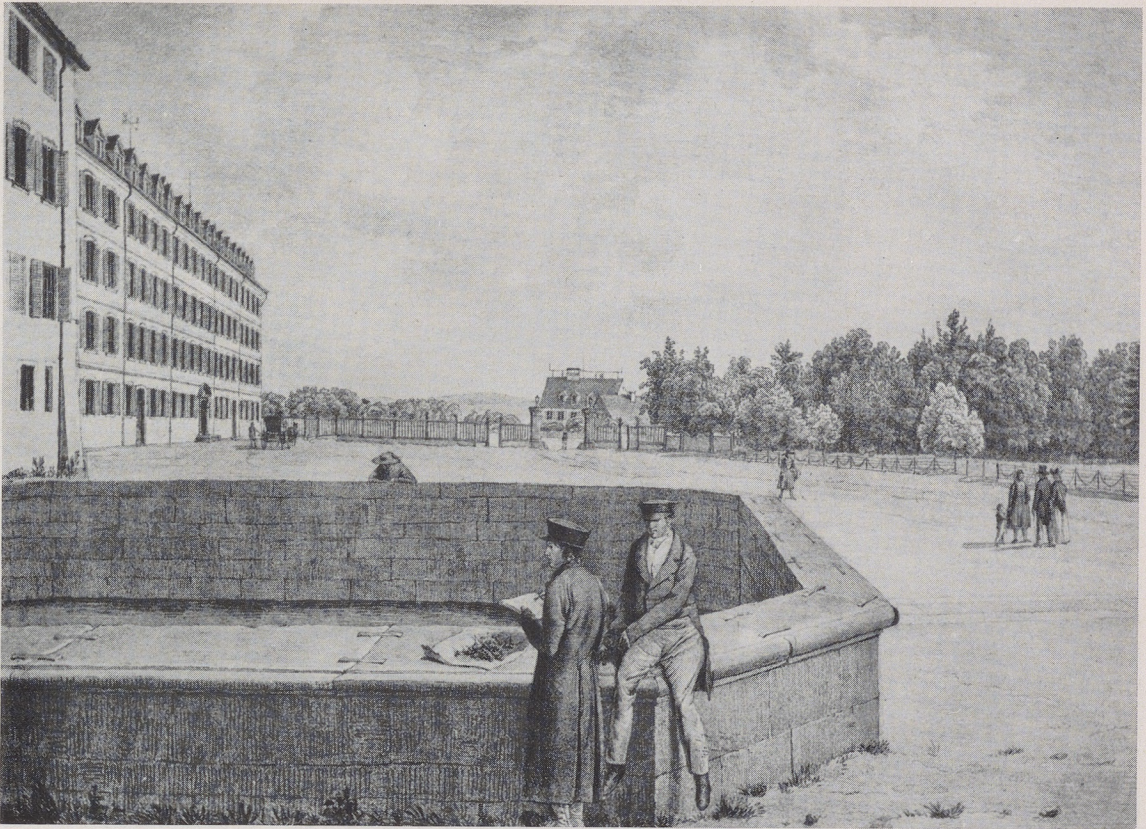
Mit der Geburtsfeststellung wurde auch eine Verwechslung mit einem gleichnamigen Sixt in der „Biographie universelle des musiciens“ von Fétis (1837 bis 1844) hinfällig, der in Geislingen geboren sein soll, in Straßburg als Münsterorganist zu Ehren kam, als Giovanni Sixt in Lyon auch „2 Sonate per il Cembalo“ und „Una Sonata per 2 Cembali concertanto“ als op. 1 herausgegeben hatte. Lange hatte man beide miteinander zusammengeworfen. Selbst der unterscheidende zweite Vorname unseres Gräfenhauseners, das oft abgekürzte A., wechselt zwischen Abraham, August und Andreas, so daß auch hier so manche Unsicherheit entstand. Außerdem gab es noch einen Schulmeister und Organisten Joh. Christoph Sixt in Waiblingen, wo noch weitere Verwandte unseres Komponisten lebten (der Schustermeister Wilh. Matheus Sixt u.a.).

Vom Vater, Joh. Michael Sixt, wissen wir, daß er 1746 als zweiter Lehrer (Provisor) von seiner Heimat Münklingen (Kreis Leonberg) nach Gräfenhausen kam; er wurde später erster Lehrer und verheiratete sich hier mit Margaretha, einer geborenen Zachmann, der Witwe des am 28. April 1747 verstorbenen Gottfried Schönlin, einem „Chirurgus, Zoller und Rathsverwandten“. Diese Mutter unseres Komponisten hatte in ihrer ersten Ehe dreizehn Kindern das Leben geschenkt, von denen etliche wohl früh gestorben sein werden. Vater Michael soll ein

außerordentlich fleißiger, tüchtiger und begabter Schulmeister gewesen sein, der bei einer Dekanatsprüfung durch ein „Prämium“, eine Sonderbelohnung ausgezeichnet wurde, zugleich mit seinen besten Schülern. Dies wurde vom Pfarrer im Gräfenhäuser Kirchenbuch sehr lobend ausgeführt. Schon der Großvater Simon Sixt war in Münklingen Schulmeister gewesen. So nimmt es nicht wunder, daß später unser Tondichter seine ererbte pädagogische Begabung in Donaueschingen vorzüglich bewähren konnte, wie wir noch sehen werden. Die vielen musiktheoretischen Bücher und Noten, die Johann Michael Sixt bei seinem Tode 1795 seinem Sohn vererbte, lassen darauf schließen, daß der Vater den Sohn in den Anfangsgründen der Musik gründlich unterrichtet haben wird. Unter den sechzehn theoretischen Werken, die im Nachlaß des Komponisten 1797 aufgeführt sind, wurden besonders „Bach, Mozardt, Kirnberger, Fuchs, Marburg“ genannt, offenbar, weil er auf diese Werke besonderen Wert gelegt hatte.

Möglich, daß Sixt frühzeitig in die Musikabteilung der Karlsschule auf der Solitude aufgenommen wurde, wo Herzog Carl Eugen von Württemberg die begabtesten Söhne seiner Untertanen als Nachwuchs für seine Oper und Kammermusik (auch Ballett) ausbilden ließ. So könnte Sixt, 13jährig, zu den frühesten Schülern von 1770 gehört haben; diese mußten sich durch Unterschreiben eines Reverses verpflichten, lebenslanglich dem Hause Württemberg zu dienen. Manche entzogen sich dieser tyrannischen Verpflichtung, die noch durch karge Entlohnung als „Accessisten“ lange nachdem sie mit Abschluß ihrer Ausbildung vollen Dienst im Orchester und Chor oder Ballett leisteten, verschärft wurde, durch die Flucht aus Württemberg.

Es gab aber auch die Möglichkeit, vom Herzog in Gnaden aus seiner Verpflichtung entlassen oder wenigstens für weitere Ausbildungsjahre (etwa zu seinem eigenen früheren Lehrer in Potsdam und Berlin, Karl Philipp Emanuel Bach, nach Hamburg) beurlaubt zu werden. Sixts mutmaßlicher Lehrer, der Hofcembalist Seemann, der an der Karlsschule unterrichtete, wird den Nachwuchsschüler J. A. Sixt zunächst überflüssig gemacht haben, so daß der Herzog ihn nach Straßburg (oder Heilbronn, eine weitere Version, die aufgetaucht war) zu Organistendiensten befristet entließ. Das würde wiederum für Fétis



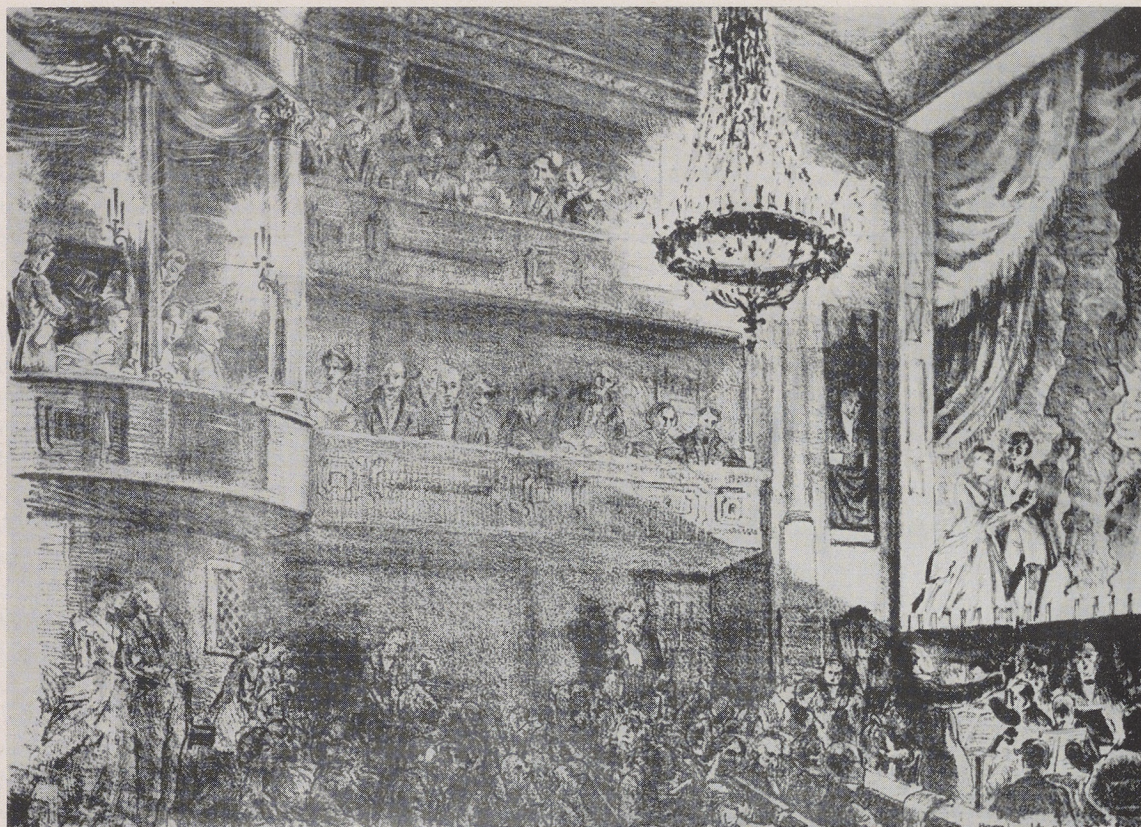
Fürstl. Fürstenbergisches Schloß in Donaueschingen mit Donauquelle im Vordergrund,
nach einem Stich aus der Zeit um 1750
Aufnahme Goerlipp

sprechen, Sixt konnte vielleicht sein op. 1 „2 Sonate per il Cembalo“ und „Una Sonata per 2 Cembali concertanti“ in Lyon bei Guera als Giovanni Sixt erscheinen lassen. Doch das bleibt im Dunkel.

Im Jahr 1784 kam J. A. Sixt an den Hof in Donaueschingen. Der damals 27jährige wurde als Hofmusicus (zuvor schrieb der Kanzleibeamte „Accessist“, strich es aber sofort wieder, da Sixt dagegen Einspruch erhoben haben wird) „August Sixt von Stuttgart“ eingestellt bei „freyem logie, dem officiirtisch und einem jährlichen Gehalt von 300 Gulden aus der Schatulle unserer geliebtesten Frauen Gemahlin Liebden“, samt sechs Klafter Holz.

Diese junge Fürstin Maria Antonia spielte sehr gern Theater, Singspiele und Operetten mit der „Liebhabergesellschaft“, deren künstlerische Leitung sie selbst in die Hand nahm. Im Hoftheater, das seit einigen Jahren in der Winterreitschule untergebracht war, hatten reisende Truppen, wie die des Schauspielers Grimmer (1781–82 Bulla) Vaudevilles, Musikpossen, dann Georg Bendas Melodramen „Ariadne auf Naxos“, „Medea“ und „Pygmalion“ aufgeführt.

Zwischendurch spielten immer wieder die „Liebhaber“, Hofdamen, Kavalier und Beamte wie Diener des Hofes. Ihr Gemahl, Josef Maria Benedict, seit dem Tode des hochmusikalischen Mozartfreundes Fürst Josef Wenzel regierender Fürst, ließ seiner künstlerisch beschwingten Gattin volle Freiheit, wie sie die Hofbühne vergrößern wollte. Vor allem schaute sie sich nach einem tüchtigen Klaviermeister um, der imstande war, mit den unterschiedlich vorgebildeten Liebhabern, Räten, Kammerherren und Hofdamen fast alltäglich die Rollenstudien so zu betreiben, daß künstlerisch hochstehende Aufführungen zustandekamen. Johann Adam Hillers „Liebe auf dem Lande“, „Lottchen am Hofe“, „Erndtekrantz“ entzückten sie und wurden mit größter Hingabe einstudiert, wie auch Goethes „Erwin und Elmire“ in der Vertonung von André, zu der dann noch Lied-einlagen von Anton Schweitzer kamen. Ditter von Dittersdorf fand auch in den Hofkonzerten bald begeisterte Aufnahme, was sicher bezeugt ist, zumal seine zahlreich vorhandenen handschriftlichen Sinfonien Bleistiftvermerke tragen, wie „Bella“, „So-



Innenansicht des Fürstl. Hoftheaters in Donaueschingen, nach einer Lithographie von Hans Lembke
Aufnahme Goerlipp

perba" oder des Serinissimus Lieblingsstücke: „Serren. Menuette favorite“.

Johann Abraham (dieser Vorname taucht bisweilen auf) Sixt gab auch seiner Fürstin Maria Antonia Klavierunterricht und studierte mit ihr all die sie besonders interessierenden Arien aus der heroisch-komischen Oper „Der Ritter Roland“ von Josef Haydn ein, deren Textbuch in Donaueschingen nach der sehr erfolgreichen Erstaufführung 1793 gedruckt wurde. Zuvor (1787) hatte das große „Melodrama mit neuen Verzierungen / kostümmäßiger Kleidungstracht / und trefflicher Musik begleitet / mit Pantomimen / charakteristischen Tänzen und Chören vermischt“, nämlich „Ino und Athamas“ von J. Fr. Reichardt, die Hofgesellschaft beglückt, wie auch Wranitzkys „Oberon, König der Elfen“.

Nachdem sich Sixt 1787 mit seiner langjährigen Stuttgarter Braut Wilhelmine Seibold verheiratet hatte, bekam er eine jährliche Besoldungszulage von hundert Gulden. Sie kamen ihm um so mehr zustatten, als er schon um diese Zeit zu kränkeln anfang, seine Mutter in Gräfenhausen (1786) gestorben war und

dem alten Vater 1787 ein ernster Schlaganfall beide Hände gelähmt hatte. Trotzdem führte der pflichtbewußte Schulmeister sein Lehramt bis zum zweiten Schlaganfall 1794 fort, der ihm auch beide Füße lähmte. In diesem Jahre reiste der Hofmusicus nach Gräfenhausen trotz eigener Gesundheitsbeschwerden, um nächst seiner Gattin seinen Vater testamentarisch zu bedenken, wofür dieser wiederum den Klaviermeister erblich bedachte. Bereits 1790 hatte „Johann Abraham Sixt“ eine „testamentliche Disposition“ niedergelegt, in der er als gewissenhafter Hausvater seine Frau und seinen Vater bedacht hatte. Nachdem dann 1795 sein Vater gestorben war, wandte sich Sixt an Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, um eine „abzugsfreie Verabfolgung“ seines väterlichen Erbes zu erwirken, da er „ein kränklicher Mann“ und mit einem Landekind (aus Stuttgart) verheiratet sei und in achtjähriger Ehe keine Kinder erzeugt habe. Er deutete damit an, daß das Vermögen dem Herzogtum Württemberg nicht verloren gehen werde, zumal er selbst beabsichtigte, mit seiner Gattin nach Gräfenhausen (oder Stuttgart) heimzukehren.

Außerdem schrieb er an den Oberamtman in Neuenbürg:

„Wohlgeborener, Hochzuverehrender Herr Oberamtman!

Da durch den Tod meines seel. Vaters, der den 25ten vorigen Monaths erfolgt ist, allerdings meine Persönliche Gegenwart in Gräfenhausen nöthig wäre, weil ich sein einzig rechtmäßiger Erbe bin, aber leider durch kränkliche Umstände gehindert werde, bey gegenwärtiger Jahreszeit eine solche weite Reise zu unternehmen, so finde ich nothwendig Ew. Wohlgeboren in diesem meinem eigenen Anliegen zu benachrichtigen und bitten nöthigen Falls mir mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ich habe meinem Schwager, dem Alexander Schönlin in Gräfenhausen die Vollmacht ertheilt in meiner Abwesenheit die Vormundschaft über meine Erbschaft zu übernehmen; habe auch vergangenen Sommer, als ich auf einem Besuch in Gräfenhausen war, mit Bewilligung meines Vaters, diesem meinem Schwager sämtliche Capitalbriefe, die meines Vaters, als auch meine eigenthümlichen, gegen eine Quitung, übergeben. Bey dieser meiner Erbschaft gedenke, liegende Güther auszuleihen, auch mein Bürgerrecht beybehalten, weil ich fest entschlossen bin, einst in mein Vaterland zurückzukehren. Bey meiner Verheurathung in Stuttgart habe bey des höchstseelig Herrn Herzogs Karl Durchlaucht um den Regreßum ins Vaterland nachgesucht und gnädigst erhalten, so daß wirklich bey dem Absterben meiner seel. Schwieger Eltern von allem Abzug frey war, hofe daß Sr. jetzt regierenden Herzogl. Durchl. mir diese Gnade nicht entziehen werden, bey gegenwärtiger Erbschaft, da das Vermögen nicht aus dem Lande gezogen wird. Uns beyden wird es sehr angenehm seyn, von sich Ew. Wohlgebohren samt dero wertesten Familie recht wohl befinden, meine Frau vorzüglich läßt sich Ihnen und dero Frau Gemahlin höflichst empfehlen. Womit ich die Ehre habe mit allem respect zu seyn

Ew. Wohlgebohren!

Donaueschingen d: 6ten Dec 1795

Ergebenster Diener
Kammermusik Sixt.“

Wie so anders gibt sich doch Sixt als etwa der schon mehrere Jahre (seit 1779) vor ihm als Musikdirektor angestellte Geiger Wenzel Nördlinger aus dem böhmischen Klattau, der mit 400 Gulden, „officierstafel“, freier Wohnung und dazu noch 8 Klaftern weiches Holz angestellt worden war, aber schon 1780 durch Beschwerdebrief des Straßburger „musicien de la cathedrale“ Richard Moser angeprangert wurde, von

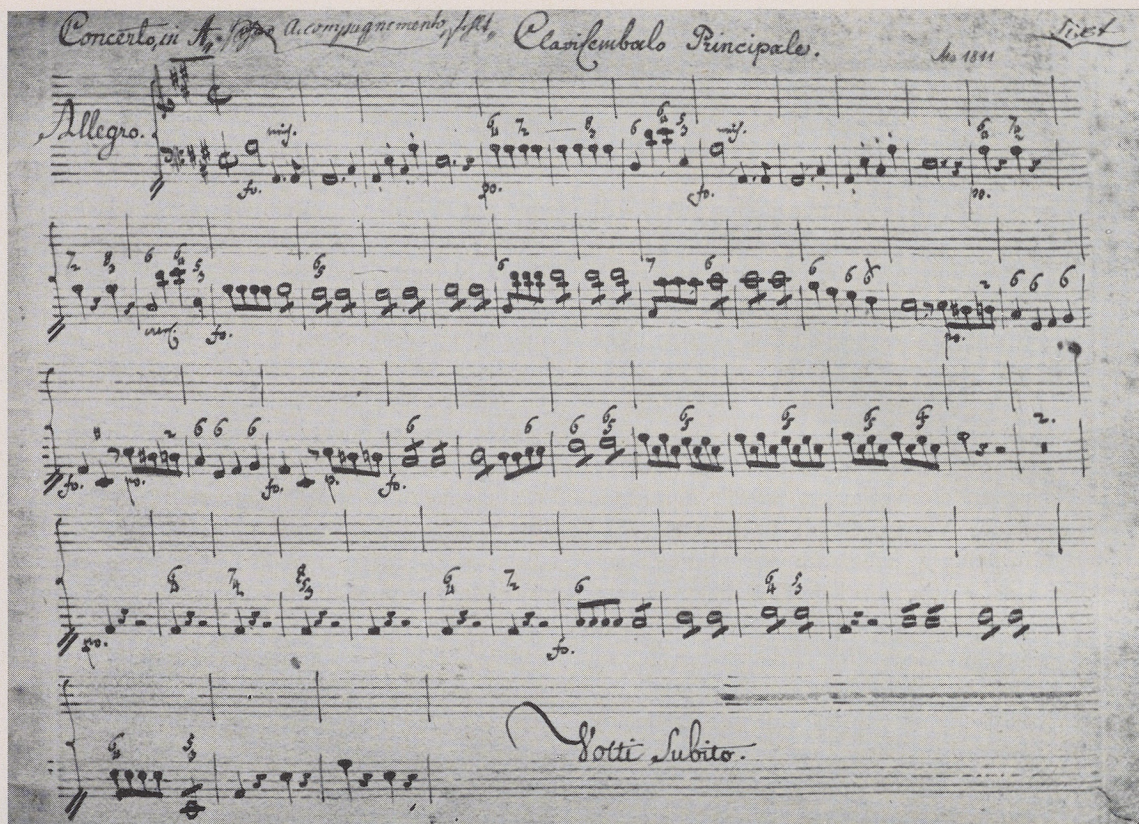
dem er Duos von Lolli, ein Quatuor von Ritter u. a. für den Donaueschinger Hof hatte abschreiben lassen, sie aber zum Teil nicht zurückgesandt und noch weniger honoriert hatte. Noch unangenehmer hallte im Residenzstädtlein oben auf der einsamen Baar die bittere Klage seiner mißhandelten und durch seine ausschweifenden Weibergeschichten beleidigten Gattin Walburga geb. Straßer wider, die sich schließlich von der geistlichen Behörde in Konstanz berechtigen ließ, sich „von Tisch und Bett“ zu trennen, schließlich gar sein Haus zu verlassen. Erst nachdem ihm längere Zeit ihr Unterhalt vom Gehalt abgezogen worden war, bequeme sich Nördlinger, sein Temperament zu zügeln und wieder mit seiner Frau zusammenzuwohnen, die ihn noch überlebte, als er 1826 als Neuundsiebzjähriger starb. Dennoch hat Sixt in seinem allzukurzen, von Kränklichkeit überschatteten Leben, das nur 40 Jahre währte, sehr viel mehr komponiert, als dieser von der Genieauffassung des „Sturmes und Drangs“ geprägte Nördlinger, der es dem stilleren, friedlicheren Sixt wohl oft sehr schwer machte, in der Hofkapelle einmütig zu musizieren. Ohne seine fürstliche Schülerin Maria Antonia wären die gegensätzlichen Naturen härter aufeinandergeprallt.

Wenzel Nördlinger war als Musikdirektor wohl der rechte Mann, um in der kleinen, so unterschiedlich besetzten Hofkapelle musikalische Ordnung zu halten, wird aber wohl Sixt vom sinfonischen Bereich auf Kammermusik und Lied abgedrängt haben. So wird erklärlich, daß von Sixt keine einzige Sinfonie in der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen vorhanden ist und nur zwei Klavierkonzerte, zu denen die Begleitstimmen beidemale fehlen.

Besser wurde seine Kammermusik und reiche Lied-



Petschaftsiegel J. A. Sixts



Erste Seite aus dem Klavierkonzert A von Sixt, Mus. Ms. 1811 F.F. Hofbibliothek Donaueschingen
Aufnahme Goerlipp

ernte verwahrt. Von seinen vier vorhandenen Klavierwerken ist nur eines gedruckt, eine Klaviersonate; drei sind im Manuskript vorhanden: „12 Variationen“, „7 deutsche Tänze“ sowie 12 und 16 deutsche Tänze, von denen aber nicht alle von Sixt stammen. Von seinen Liedersammlungen sind wiederum nur die „6 Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung“ gedruckt, die drei weiteren Gesangswerke handschriftlich: das Dedikationswerk „12 Lieder beim Clavier zu singen“, zwei Arien und die Sopranarie „Ach, noch schwank ich“, zu der auch noch die Partitur erhalten blieb; für Bläser blieben nur „Six allemandes“ für je zwei Oboen, Klarinetten, Hörner und Fagotte erhalten. Gewiß eine sehr magere Ernte, verglichen mit den über 660 Werken seines Vorbilds und Freundes Mozart, der ihm durch seine Fürsprache beim Donaueschinger Fürsten zur Anstellung am Donauquell verholfen haben soll, wie auch seinem Kollegen Fiala, einem weiteren komponierenden Mitglied dieser Hofkapelle neben dem aus der Mannheimer Geigerschule des großen Johann Stamitz hervorgegangenen Karl von Hampel, der sich 1789 als guter Geiger empfahl und schnell Musikintendant in

Donaueschingen wurde. Als Schwiegersohn des seit Jahrzehnten hochgeachteten Mannheimer Hofkapellmeisters Ignaz Holzbauer brachte er die gediegene und sehr ansprechende Kammermusik Holzbauers in der hochgelegenen Schwarzwaldresidenz zu solchen Ehren, daß Sixt beiseitegedrängt wurde und nur noch wenig Gelegenheit bekam, Eigenes aufzuführen. Auch seine zunehmende Kränklichkeit trug dazu bei, seine kompositorische Ernte quantitativ bescheiden zu halten.

Um so köstlicher wirken die bescheidenen Veilchen, die Sixt an den Rand seines kurzen Lebensweges hingestreut hat, zumal sie wie klingende Symbole jenes längst verschwundenen verträumten Schwarzwaldidylls am Donauquell geworden sind. Und wenn wir uns der Gemälde eines Spitzweg erinnern, die sogar noch in der Popularisierung im Bühnenstück „Das kleine Hofkonzert“ wirken, so haben wir in der Bühnenfigur und Rolle des Hofkapellmeisters, der vergebens bei allen ihm Begegnenden um Beachtung seines neuesten Liedeinfalls wirbt, den er ihnen vorsingt, einen Schattenriß unseres Donaueschinger Musikmeisters Sixt vor Augen. Auch er hat sich mit

der weltfernen Stille der kleinen Residenz im 18. Jahrhundert abzufinden gewußt, wie noch im folgenden Jahrhundert Hofkapellmeister Kalliwoda, während sein Vorgänger Konradin Kreutzer den Lockungen der Donaunixen in die alte Kaiserstadt Wien stromabwärts nicht widerstand und darüber mit seinem Fürsten im Bösen auseinander ging.

Was aber Sixt an Donaueschingen band, war wohl der anhängliche Kreis seiner Schüler, vor allem die Fürstin Maria Antonia selber, die eine schöne Stimme hatte und bei ihm auch Klavierunterricht nahm. Doch unterrichtete Sixt auch in Violine und Bratsche, die in seinem Nachlaß besonders aufgeführt werden, wie 16 Unterweisungsbücher, sein Fortepiano, mehrere Pack Musikalien und seine karmoisinrote Hofkleidung „mit goldenen Blätkörtlein“. Überhaupt lassen die Nachlaßakten in ein geordnetes Hauswesen blicken. Sixt konnte seiner Witwe als Universalerbin nach Abzug der Schulden ein „wirkliches Vermögen“ von 6685.71 Gulden hinterlassen. Auch hierin offenbart sich der schwäbische Haushaltergeist Johann A. Sixts – im schärfsten Gegensatz zu dem genial-heruntergekommenen Kollegen Franz Christoph Neubauer, der drei Jahre jünger als Sixt, als Sonatenkomponist von sich reden machte, aber sehr bald im Trunk kläglich endete. Er soll kurze Zeit auch in der Donaueschinger Hofkapelle tätig gewesen sein. Einen schärferen, krasserer Gegensatz als diese beiden Musiker kann man sich kaum denken.

Beide verfielen lange gänzlicher Vergessenheit. Erst Dr. Erich Fischer entdeckte Sixt wieder anfangs der 1920er Jahre. Er erzählt: „Ein düsterer Regentag. Die Dämmerung begann in dem Gewölbe des Fürstlich Fürstenbergischen Musikarchivs in Donaueschingen geheimnisvolle Unwirklichkeit zu verbreiten. Vor mir hatte ich einen Stapel vergilbter Musikalien – Gedrucktes und Geschriebenes – so aufgeschichtet, daß sie noch hinreichendes Licht durch das schmale Fenster erhielten.

Ich setzte meine Registrierarbeit fort. „J. A. Sixt“. Ein mir völlig unbekannter Name. Die offensichtlich von ihm selbst geschriebenen Noten deuteten auf die Mozartzeit hin, ebenso die wenigen mit seinem Namen versehenen Drucke. Ich nahm ein Heft in die Hand: „12 Lieder bey dem Clavier zu singen von J. A. Sixt“.

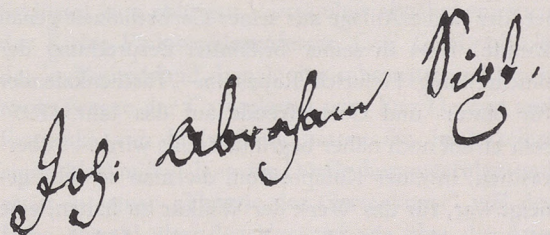
Aber was war das? So schrieb doch kein Liederkomponist des 18. Jahrhunderts! Lange Vorspiele, worin der Stimmungsgehalt des Textes in großartig vertiefter Weise zum Ausdruck kam, oft lange bevor die Singstimme einsetzte. Und diese wurde auch nicht in der damals üblichen Art durch eine einfache Be-

gleitung gestützt. Das Klavier fügte der Gesangsmelodie neue Werte hinzu, es durchleuchtete und umstrahlte sie, jeder Ton hatte seine tiefe Bedeutung. Ein musikalischer Stil also, wie er erst bei den Romantikern des 19. Jahrhunderts Allgemeingut wurde. Vielleicht waren die Noten gar nicht so alt; das Dämmerlicht mochte diese Täuschung veranlaßt haben. Ich griff nach dem Tonkünstler-Lexikon von Ernst Ludwig Gerber aus dem Jahr 1814 und fand ein vernichtendes Urteil über Sixt. Gerber, der dem jungen Beethoven ein seltenes Verständnis entgegenbrachte, lehnte Sixt völlig ab, erklärte seine Musik für ungenießbar.

Ich las die herrlichen Lieder noch einmal durch und wurde immer mehr erregt und begeistert. Welch ein Genie! Der größte Komponist des schwäbischen Landes! Was sagt denn ein heutiges Nachschlagewerk, zum Beispiel Hugo Riemanns Musiklexikon, zu diesem Phänomen? Nicht einmal sein Name stand im Riemann. Also völlig verkannt, völlig verschollen! Da lebte einer von 1757–1797, der Musik schrieb, wie sie schöner und großartiger in jener Zeit nirgends anzutreffen ist. Vielleicht hat die Fürstin Maria Antonia von Fürstenberg, Sixts Klavierschülerin, als einziger Mitmensch diese Schönheit erkannt. Vielleicht hat sie sich auch für Sixt eingesetzt und einige seiner Werke drucken lassen. Vergeblich! Niemand wollte das Unerhörte hören. Nach langer Krankheit starb Sixt künstlerisch völlig vereinsamt. Keiner kümmerte sich um seinen musikalischen Nachlaß; nach flüchtigen Angaben muß er umfangreich gewesen sein.

Noch etwas Merkwürdiges: Wenige Stunden nach Sixts Tod wurde Schubert geboren. 160 Jahre sind seitdem verstrichen.

Es war dunkel geworden im Fürstenbergischen Archiv. Ich saß noch lange vor dem kaum mehr sichtbaren Notenbündel, dem Modergeruch entstieg wie Trauermusik, dumpf begleitet von dem Tränenstrom des niederrauchenden Regens. Mein Glaube an die Siegeskraft des wahrhaft Schönen und Edlen hatte eine schwere Belastungsprobe zu bestehen.“

A handwritten signature in dark ink, reading "Joh: Abraham Sixt." The script is cursive and elegant, with a large initial 'J' and a decorative flourish at the end.

Unterschrift aus dem Jahr 1790

Später konnte Dr. Erich Fischer die drei Klaviertrios Joh. A. Sixts in D-Dur, G-Dur und Es-Dur herausgeben, die seitdem zu den Schätzen edler Kammermusik zählen und hie und da zu hören sind. Sie wurden bei der Sixtfeier in seinem Heimatort Gräfenhausen 1957 vom Knieper-Trio gespielt. Die Gräfenhausener errichteten ihrem „Johann Abraham Sixt“ (doch hat der Kammermusiker selber auch August angegeben) ein Denkmal mit seinem Porträt und einem Zusatz, der von Professor Fritz Gysi stammt: „Ein ebenbürtiger Meister neben Mozart, Beethoven und Schubert“, was sich natürlich mehr auf die Liedkomposition mit Ausschluß jeden Quantitätsvergleichs bezieht.

Neuere Forschungen haben dann Sixt aus seiner Isolierung befreit und auch andere bedeutsame schwäbische Meister entdeckt, z. B. die Bedeutung Rudolf Zumsteegs, des Stuttgarter Hofkapellmeisters (vielleicht ein Schulkamerad Sixts von der Karlsschule her, freilich drei Jahre jünger als Sixt), für die Balladenentwicklung zu Franz Schubert hin. Immerhin

behält Johann A. Sixt seinen Ehrenplatz unter seinen komponierenden schwäbischen Landsleuten, wie Auberlen, Dieter, Eibendenz, Rheineck, Meingosus Gälle und den Romantikern Friedrich Silcher, E. Fr. Kauffmann, Ludwig Hetsch und Konradin Kreutzer, der sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits als Schwabe festgestellt wurde. Sixt war von diesen allen wohl am stärksten von Mozart inspiriert, was bei der Mozartliebe am Fürstenhofe zu Donaueschingen seit dem Besuche des Vaters Leopold Mozart mit seinen beiden Wunderkindern 1766 am Donauquell nicht weiter verwunderlich ist. Neuerdings wurde aus Privatbesitz ein weiteres handgeschriebenes Liederheft von Sixt entdeckt, das mehrere bis da unbekannte Lieder in Sixts schöner Handschrift enthält. Sorgfältige Textauswahl und Vertonung zeugen wiederum für diesen liebenswerten Schwaben, der freilich nie ein Vielschreiber geworden ist, wohl aber ein in die Romantik vorweisender Rokokomeister ansprechender Art.

Das englische „Dörfle“ in Hohenheim

Gedanken zum Modell in der Ausstellung „Die Hobe Carlsschule“

Von Hans Andreas Klaiber

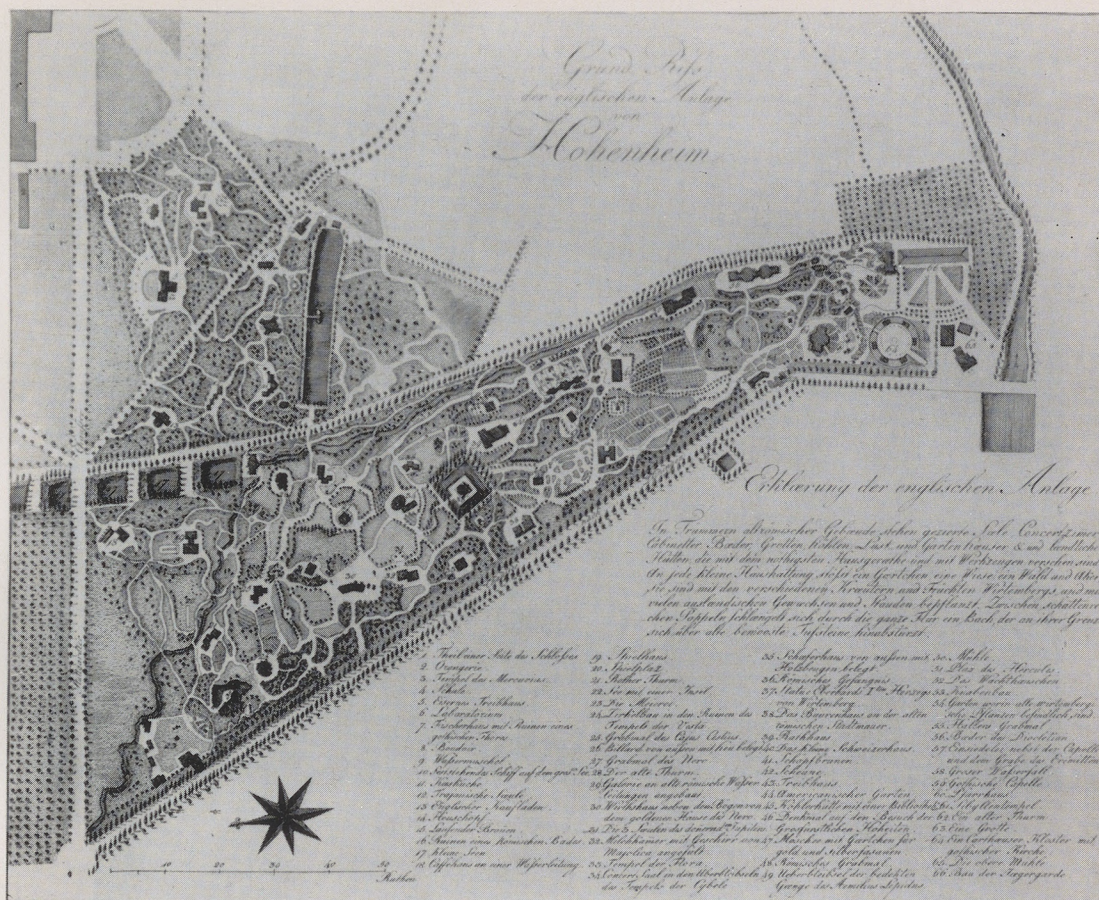
I.

„Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den ersteren zum Denken reizt, den letzteren zur Empfindung zurückführt.“

Diese begeisterte Würdigung, die Schiller ein Jahr nach Herzog Carl Eugens Tod dem von Goethe so unwirsch abgelehnten englischen „Dörfle“ angedeihen ließ, hätte man wohl kaum erwartet. Doch hat Schiller, der ja die Anlage aus seiner Carlsschulzeit genau kannte, 1794 in seiner brillanten Besprechung der Beschreibung Heinrich Rapps im „Taschenkalender für Natur- und Gartenfreude auf das Jahr 1795“ sein Urteil noch näher begründet: „Es wird . . . überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die . . . dem Urheber des

Gartens nicht wenig Ehre macht. . . Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ . . . bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke (!) Komposition. . . Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzler seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan (Schloß Hohenheim) ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hat.“

Schiller führt dazu des weiteren aus, daß der Weg von Stuttgart nach Hohenheim gewissermaßen die Geschichte der Gartenkunst versinnliche: in den Fruchtfeldern, Weinbergen und landwirtschaftlichen Gärten an der Landstraße zeige sich ihr „erster physischer Anfang“, „entblößt von aller ästhetischen Verzierung“. Sodann empfangen den Besucher unter



1. Grundriß des „Dörfles“. Links oben das Schloß, links unten die „Garbe“, rechts die Körsch
Nach V. Heideloff

den „langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen“, die französische Gartenkunst. Der feierliche Eindruck steige bis zu einer „fast peinlichen Spannung“ (= schmerzlich spürbaren) in den prächtigen Gemächern des Schlosses, deren Glanz das Bedürfnis nach Simplität und der ländlichen Natur erwecke, die den Besucher auf einmal im „englischen Dorfe“ empfangen. Aber diese Natur sei nicht mehr diejenige, von der man ausgegangen sei, sondern eine mit Geist beseelte und durch Kunst überhöhte (= exaltiert im ursprünglichen Sinn) Natur.

Nur aus einer solchen Schau kann eine derartige Anlage verstanden werden und nur so erhält sie einen Sinn, der sich über das Spielerische der „barocken Komposition“ erhebt. Auch für den Besucher war es wichtig, mit der der Anlage des Dörfles zu Grunde gelegten Idee vertraut zu sein, nämlich der Vorstellung einer antiken Ruinenstätte, auf der auch das

Mittelalter gotische Denkmale hinterlassen habe und die nun vonandleuten wieder besiedelt werde. Dieser Fiktion mußte man sich unterwerfen und sich auch rein äußerlich auf die stark verkleinerten Größenverhältnisse einstellen. Goethe hielt sich 1797 hauptsächlich an baulichen Einzelheiten auf, er fand, obwohl er selbst in Weimar einen englischen Garten geschaffen hatte, offenbar keinen Zugang mehr zu dem Programm, das, wie Schiller sich ausdrückte, so disparate Dinge in ein Ganzes verknüpfte.

Auch andere Besucher haben auf das Programm als Schlüssel zum richtigen Verständnis abgehoben, etwa der Kieler Philosophieprofessor C. C. L. Hirschfeld, der in Deutschland damals die unbestrittene Autorität in Fragen der Gartenkunst war. Der Herzog und Franziska von Hohenheim hatten ihn höchstselbst einen Nachmittag lang im Dörfle herumgeführt und er ist in seiner „Theorie der Gartenkunst“ voll des Lobs, sowohl über den Vorwurf wie über die Aus-



2. Partie am „See mit einer Insel“. Im Hintergrund die Meierei, rechts der rote Turm

Nach V. Heideloff

führung der Anlage. Auch der *Fürst von Ligne*, selbst ein begeisterter Gartenfreund, der in Belœil im Hennegau einen ähnlichen Garten angelegt hatte, bestätigte: „le programme de tout cela et le détail qu'en fait le Duc est très ingénieux“. Er hielt die Hohenheimer Anlage vielleicht für die schönste überhaupt.

II

Der Zugang zu diesem in seiner Zeit so bedeutenden Werk der Gartenkunst ist durch die völlig veränderten inneren Voraussetzungen für uns sehr erschwert, ja es ist nicht einmal ganz einfach, sich eine genaue Vorstellung von ihm zu machen. Zwar ist das längliche Terrain zwischen dem Schloß, der „Garbe“, und der Körsch zum großen Teil noch vorhanden, wenn auch in seinem unteren Teil durch einen Schulbau und eine Kleinsiedlung zerschnitten und in der Partie gegen das Schloß mit Institutsanlagen belegt. Doch hat sich von den an die 60 architektonischen Gruppen mit Ausnahme des römischen Wirtshauses, der Säulen des „donnernden Jupiter“ und des aufgestockten Spielhauses nichts erhalten. Von den landschaftsgärt-

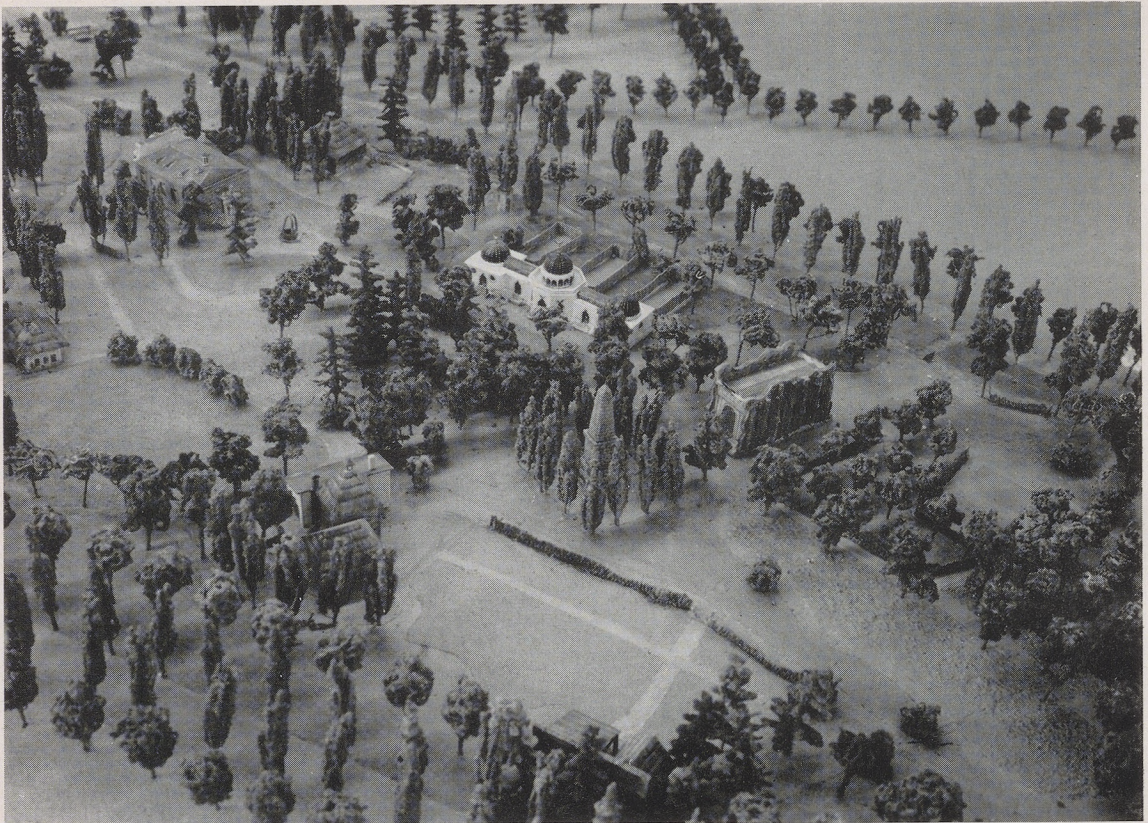
nerischen Anlagen blieben die Bäche, ein paar Wege und der „lange See“; im Sommer 1959 wurden völlig unverständlicherweise der quadratische Graben um das „römische Gefängnis“ und der noch völlig erhaltene kleine „See mit einer Insel“ zugeschüttet und planiert.

Gestochene Pläne von *L. Böbner* und *V. Heideloff* haben die Grundrißdisposition überliefert, Zeichnungen, Gouachen und Aquatintablätter von Heideloff die Ansichten einzelner Partien bewahrt. Um so wichtiger war es, eine Rekonstruktion des Ganzen im Modell zu versuchen. An ihm zeigt sich vor allem, wie die verwirrende Vielfalt der einzelnen Gebäudegruppen auf einer Fläche von nur etwa 65 Morgen in der Vegetation sehr geschickt verteilt wurde, ganz im Sinne der in England entwickelten Theorie, die eine ständig sich wandelnde Vielfalt einzelner Ansichten und Bilder in malerischen Effekten und überraschenden Übergängen forderte. Diesen Eindruck bestätigt auch Hirschfeld, der bemerkte, daß durch die kunstvolle Bepflanzung die Szenen voneinander abgesondert und „in sich selbst verschlossen“ wurden.



3. Modell, Ausschnitt vom oberen Teil. Im Hintergrund die Stuttgarter Chaussee (zwischen Garbe und Schloß), ganz unten links läuft die Plieninger Chaussee – Unten Mitte der Tempel der Flora, im Vordergrund das große Schweizerhaus, die 3 Säulen, der Cybeletempel – Im Mittelgrund links außen das Wirtshaus, darüber die Cestiuspyramide, Mitte, Grabmahl des Nero, die Galerie, dahinter der alte Turm und das römische Bad – Im Hintergrund links das Spielhaus, rechts die Trajanssäule, ganz außen die Käsküche

Landesbildstelle Stuttgart



4. Modell, Ausschnitt vom mittleren Teil. Im Vordergrund links die Plieninger Chaussee, im Mittelgrund das Treibhaus, das Denkmal (Obelisk), der Feigensaal, dahinter in den Bäumen versteckt die Köhlerhütte und die Moschee, im Hintergrund links das Rathaus

Landesbildstelle Stuttgart

III

Im Jahre 1776 kam Herzog Carl Eugen direkt mit der englischen Gartenkunst in Berührung. Er hatte ja schon in der Praxis der Gartenkunst einige Erfahrung gesammelt. 1755 hatte er den Seegarten, in dem er später das Seehaus Monrepos erbaute, noch ganz im regelmäßigen französischen Geschmack anlegen lassen und seine umfangreichen Gartenanlagen auf der Solitude seit 1767 gehörten zu den bedeutendsten des Übergangstils. Auch auf dieser Reise sammelte er – wie das von Professor Lebrecht geführte Reisejournal zeigt – intensiv Eindrücke und Anregungen und besichtigte dabei auch die Landsitze der Großen. Wichtig vor allem war der Besuch der königlichen Gärten von Kew, angelegt seit 1758 von Sir William Chambers, der selbst in China gewesen war, und wohl das wichtigste Beispiel des ausgereiften

englischen Landschaftsstiles. Auch die Besichtigung von Walpoles Landsitz *Strawberry-Hill*, der in neugotischen Formen schon in den 1750er Jahren erbaut wurde, machte nachhaltigen Eindruck. „Der Besitzer aber suchte Vergnügen darinnen, alles im gothischen Geschmack, und doch dabey kostbar und schön bauen zu lassen, daher nicht nur am Gebäude selbst viele gothische Thürme und Zierathen angebracht sind, sondern auch in den meubles biß auf die Stühle, alles übereinstimmend eingerichtet ist,“ notierte Professor Lebrecht. Ebenso erhielten „alte gemahlte Fenster“ und eine „Sammlung von schönen Gemälden“ Serenissimi Beifall.

Aber auch echte gotische Bauten – bezeichnenderweise Werke der dekorativen Spätzeit – wurden studiert, etwa die King's College Chapel in Cambridge, „die man als ein schönes Kunststück(!) von gothischer Bauart betrachten kann“.



5. Modell, Ausschnitt vom unteren Ende der Anlage. Im Vordergrund die Plieninger Chaussee, rechts die Kirche mit dem Karthäuserkloster, links der Sibyllentempel, dahinter Hallers Grabmahl, im Mittelgrund das Pfarrhaus, die gotische Kapelle mit der Felspartie, dahinter rechts der gelbe Turm mit der Wallfahrt, links in den Bäumen die Einsiedelei

Landesbildstelle Stuttgart

Gaben die englischen Landschaftsgärten den allgemeinen Anstoß für das Dörfle, so setzten sich solche Eindrücke um in die „gothische Capelle“ beim Wasserfall mit applizierten Strebepfeilern in der Art der Stuttgarter Stiftskirche und mit echten Grabsteinen und Kirchenfenstern im Innern, oder in die „gothische Kirche“, die von Thouret ausgestattet wurde. Sicher war der sich im allgemeinen der englischen Gartenkunst zuwendende Zeitgeschmack dabei keine geringe Treibkraft gewesen, aber auch Reminiszenzen an die ersten landschaftsgärtnerischen Schöpfungen auf dem Kontinent durch Markgräfin *Wilhelmine von Bayreuth* ein Menschenalter zuvor, dürften zur Entstehung der Hohenheimer Anlagen beigetragen haben. Die Markgräfin war ja die Mutter von Carl Eugens Gemahlin gewesen und hatte sich, außer den neueren Teilen der Bayreuther Eremitage, den Felsengarten von Sanspareil (Zwernitz) mit einem Programm nach Fénélons „Abenteuer des Telemarch“ angelegt.

IV

Sogleich nach seiner Rückkehr aus England begann Carl Eugen mit der Planung des Dörfles. Zusammen mit seinem Ersten Hofmaler *Nicolas Guibal*, der ihn schon beim Bau der Solitude beraten hatte und mit *Reinh. Ferd. Hch. Fischer* als Architekt wurde das Werk begonnen; dabei wurden vielfach Stukkaturen, Malereien und plastische Verzierungen den Kunstzöglingen der Carlsschule übertragen. Als erste Gruppen entstanden 1777 das „römische Bad“ mit seinem zierlichen Monopteros und als mittelalterliches Gegenstück dazu der „alte Turm“, ein Bauernhaus mit Strohdach, Backofen, angelehnter Hütte und Kuhstall, in den Überresten einer Kapelle. Im unteren Teil wurde der Wasserfall mit künstlichen Felsen angelegt, die gotische Kapelle daneben wurde 1780 fertig. In diesem Jahr entstand eine ganze Anzahl von Gruppen wie der Feigensaal, das kleine Schweizerhaus, der Cybeletempel, das Grabmal des Nero, das

Gefängnis, das Rathaus, der Zirkelbau, die Mühle, das Wirtshaus und die Cestiuspyramide. Nur die 1778 errichtete Moschee fiel aus dem strengeren Rahmen des Programms, sie war ein Fasanengarten, „dem man nur spielend eine Form gab“ (H. Rapp 1797), aber auch sie sollte ursprünglich in römische Ruinen eingebaut werden.

Erst später, 1786–1790, wurde der nordwestliche Teil gegen das Schloß, in der nur der Merkurtempel stand, ausgebaut. Es entstanden dort der lange See mit einem feststehenden Schiff, dessen Salon Thouret ausmalte, das Fischerhaus bei einem Triumphbogen, das Schulhaus, die Trajanssäule und der Kaufladen, 1787 das Spielhaus, 1788 das Boudoir als modernes Lusthaus des Grundherrn der Kolonie und 1789 das eiserne Treibhaus, eines der ersten Glashäuser, in dem zahlreiche Warmhauspflanzen gezogen wurden.

Überhaupt spielte das botanische Interesse, das dann im 19. Jahrhundert dominieren sollte, hier schon früh eine große Rolle. Es wurden vielfach amerikanische Pappelarten gesetzt, die den Vorzug hatten, schnell zu wachsen. Neben den traditionellen Exoten, den Orangen-, Feigen- und Lorbeerbäumen, die sommers beim Feigensaal standen, wurde zugleich auch zur Belehrung der Naturwissenschaftler der Carlsschule ein „amerikanischer Garten“ angelegt. Hirschfeld rühmte ihn als vollständigste Sammlung von ausländischen Bäumen und Sträuchern, er war nach dem Linnéschen System geordnet und umfaßte über 850 Geschlechter und Arten. Desgleichen wurde ein „württembergischer Garten“ angelegt, für den 1780 einheimische Pflanzen von Job. Simon Kerner gesammelt wurden. Ähnlich wie auf der Solitude von Schillers Vater Musterkulturen von Obst betreut wurden, gab es in Hohenheim „Reviere mit neuen Gemüsorten“, die der Herzog hier ausprobierte. In einem der Gebäude war eine Sammlung mit „Modellen von allen Werkzeugen des Feldbaus“ eingerichtet. Diese Schöpfung Carl Eugens diente also auch ernsten wissenschaftlichen Zwecken, die in der Errichtung der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim später eine schöne Fortsetzung fanden.

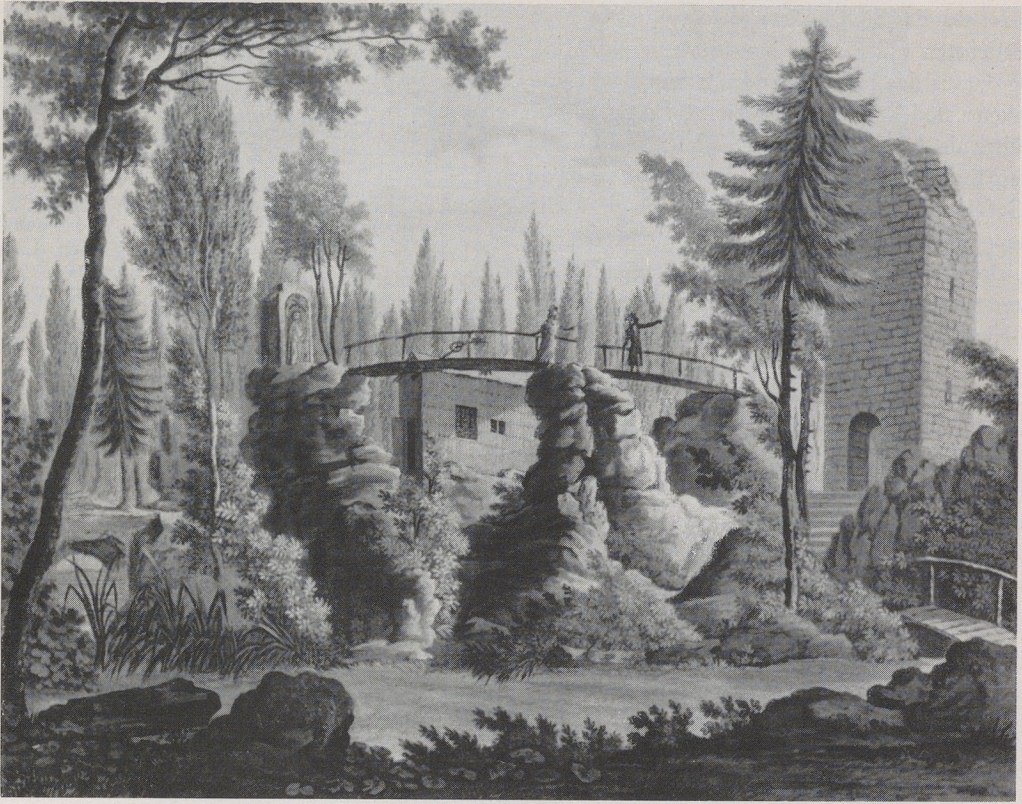
V

„Es wurde gefrie gestiegd im Dörfle, nach Tisch war man auch fiell da. Beim Gärtnerhaus setzden Ihre Durchleucht u. ich pladanus budire (Platanenbäumchen), u. seden sahmen.“ – „Man war den Tag über fiell im Dörfle, ich pflantzde allerhand in meinem Garten, Frie Graud, rote rieben u. aller hand hirsch.“ – Beim See friestigde man, ich las nachgehens

in meiner Kohlerhüte.“ – Dergleichen sind die Tagebucheintragungen der *Franziska von Hohenheim*, die sich durch Jahre wiederholen. Sommers wie winters wurde das Dörfle besucht. Es war der Lieblingsaufenthalt des Herzogs in seinen wenigen Mußestunden, und Franziska verbrachte die meiste Zeit hier. Doch war dies nur die eine Seite des Lebens im Dörfle, die private, intime, zu ihr trat bei besonderen Anlässen die andere, die der Fiktion des Programms einer ländlichen Kolonie in römischen Ruinen und Bauten des Mittelalters für wenige Stunden durch kostümierte Bewohner den Anschein der Wirklichkeit gab. In erster Linie wurden dazu die Akademisten herangezogen, die man gelegentlich noch durch wirkliche Bauern und Handwerker aus der Umgebung verstärkte.

So wurde z. B. am 4. Oktober 1779 „Die allgemeine Freude im Dorf bei Hohenheim auf den Namenstag der Frau Gräfin“ inszeniert. Außer einer kleinen Beschreibung davon im Gartenkalender 1797 hat sich ein Rollenverzeichnis mit den Kostümierungen der einzelnen Akademisten an den verschiedenen Plätzen im Dörfle erhalten. So war etwa das Wirtshaus mit „Holländern, eingekleidet nach Modell des Prof. Haugs“, darunter Zumsteeg, bevölkert. Bei der Pyramide malten in „Künstlerskleidung“ Necker, Mettang, Leybold und Hetsch, ein witziger Einfall, da diese ja selbst Kunstzöglinge waren. Im Billard kniepten Studenten, unter ihnen Dannecker und Heideloff. Die übrigen Plätze wie die Milchkammer, der alte Turm, in dem Thouret einen Knecht machte, das Gefängnis, das Rathaus, die Köhlerhütte waren ihrer Bestimmung gemäß belebt, in der Moschee saßen rauchende Türken und in der Schmiede hämmerte der Plieninger Dorfschmied. In der Mühle und beim Backofen wurden Kinder und arme Leute beschenkt, an solchen Tagen waren in der sonst unzugänglichen Idylle Zuschauer erwünscht, die im Garten frei umhergehen konnten.

Waren das Boudoir, das Spielhaus oder auch die Käsküche, ihrem schon äußerlich erkennbaren Zweck entsprechend eingerichtet, so erlebten die Besucher an anderen Stellen merkwürdige Überraschungen: wenn sie in der Köhlerhütte die kostbare Bibliothek Franziskas erblickten, in der Grabpyramide des Cestius einen heiteren Raum, oder in der Mühle einen Mahagonisaal vorfanden. Im Gefängnis sah man unten Ketten und Marterwerkzeuge, darüber war ein reich stukkierter Saal, im zerfallenen Cybeletempel ein prächtiger Konzertsaal, im Rathaus ein Salon mit einer Schönheitengalerie und gar im Schnepfenhäuschen ein Spiegelkabinett. Aber auch dies gehörte zum



6. Partie am Wasserfall mit dem gelben Turm, der Wallfahrt,
dahinter die Bretterhütte zur Bewirtung der Wallfahrer

Nach V. Heideloff

besonderen Charakter dieser Kunstart. Das Moment der Überraschung war eng mit ihr verbunden. Doch war es nicht mehr wie im Barock ein großartiges Erstaunen etwa über einen plötzlich sich auftuenden Raum oder eine täuschend gemalte Scheinperspektive, sondern es sollten möglichst frappierende Kontrastwirkungen hervorgerufen werden. Schon die einzelnen Szenen mit ihren architektonischen Staffagen sollten dergleichen Effekte bewirken; gelegentlich waren sie so raffiniert angelegt, daß man von jeder Seite eine andersartige Ansicht hatte. Noch frappierender waren die unerwarteten Wirkungen, die sich durch den schroffen Unterschied von Außen und Innen erzielen ließen, ganz im Widerspruch zur alten Architekturtheorie, die mit der Regel der „Convenance“ Übereinstimmung von Zweck und äußerer Gestaltung gefordert hatte. Hirschfeld lobte auch das an den Hohenheimer Bauten: „Fast in allen Gebäuden herrscht ein starker Contrast der Übergänge“. Doch mit solchen mehr äußerlichen Reizungen hatte es keineswegs sein Bewenden, auch das Sentimentale

kam zu seinem Recht, nicht nur durch die allenthalben an die Vergänglichkeit gemahnenden Ruinen. Es gab auch Partien, die sich ganz unmittelbar an das empfindsame Gemüt wandten, Partien wie Hallers Grabmal, die „schauerliche“ Felslandschaft beim Wasserfall mit einer dunklen gotischen Grotte, unter der das Wasser rauschte und die Katakomben mit ihren heidnischen und christlichen Begräbnissen. Den Höhepunkt brachte vollends die benachbarte Einsiedelei mit dem offenen Grab des Eremiten, auf dessen Steinplatte die denkwürdige, von Carl Eugen selbst verfaßte Inschrift zu lesen war, die mit den Worten an-
hob:

„Freund, ich genoß die Welt,
genoß sie in ihrer ganzen Fülle;
ihre Reize rissen mich dahin,
blindlings folgte ich dem Strom.
Gott! Welcher Anblick,
als mir die Augen aufgingen . . .“

So rundet sich das Bild zu einer kleinen Welt in ihren verschiedensten äußeren und inneren Aspekten. Schiller zog daraus das Fazit: „Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit . . . grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen, elegischen Ton aus, der den empfindenden Beobachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend hält.“

Literatur:

Schiller: Taschenkalender für Natur- und Gartenfreunde (Besprechung), zu finden unter „Vermischte Aufsätze“ 1794. – Goethe: „Aus einer Reise in die Schweiz 1797. –

Taschenkalender (-buch) für Natur- und Gartenfreunde, Tübingen 1795–1799. – C. C. L. Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst V, 1785, 349 ff. – Ch. Prince de Ligne: Coup d'oeil sur Beloeil et sur une grande partie des jardins de l'Europe, II, 1795, 140 ff. – Beschreibung von Serinissimi Ducis . . . anno 1776 vorgenommener Reise nach Frankreich und Engelland, von Prof. Lebrecht; Abschrift, Württ. Hauptstaatsarchiv Stuttgart G, CCXXX, 69. – Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim, herausgeg. v. A. Osterberg, Stuttgart 1913, passim. – V. Heideloff: Ansichten des Herzoglich Württembergischen Landsitzes Hohenheim, Nürnberg 1795–1800. – M. Bach: Zur Baugeschichte von Hohenheim, in: Festschrift K. Altertümersammlung Stuttgart, 1912, 128 ff. – O. Widmann: Reinh. Ferd. Hch. Fischer, Stuttgart 1928. – M. Schefold: Der englische Garten in Hohenheim, in: Schwaben 1939, 505 ff. – H. A. Klaiber: Philippe de La Guèpière, 1959. – M.-L. Gothein: Geschichte der Gartenkunst, II, 1914. – Katalog der Ausstellung „Die Hohe Carlsschule“ Stuttgart 1959, vgl. Nr. 68, 349.

Das Kelterbild in der Stadtkirche zu Kirchheim/Teck

Von Alfred Weckwerth

In der Hauptkirche zu Kirchheim/Teck befindet sich ein altes Bildepitaph, das die Erinnerung an Conrad Widerhold († 1667) und dessen Gemahlin Anna Hermegardis geb. Burkart († 1666) wachhält. Die Einzelheiten der Darstellung auf dem viereckigen Hauptbilde dieses Wandmals lassen sich nur noch mit Mühe erkennen (s. Abb. 1); zudem wird die Betrachtung des Bildes durch den Umstand erschwert, daß das Gemälde verhältnismäßig hoch an der Wand angebracht ist. Es ist jedoch einwandfrei auszumachen, daß es sich um eine Darstellung des Heilands in der Kelter handelt. Das Werk wird von Dr. Hans Christ, dem Bearbeiter des amtlichen Inventarbandes von Kirchheim/Teck (Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, herausgegeben von Prof. Dr. P. Gößler, 60.–64. Lieferung: Donaukreis, Oberamt Kirchheim, 1921, S. 37 f.), auf Grund Stilvergleichs dem Maler Joh. Seb. König zugeschrieben und seine Entstehung „um 1698“ angesetzt.

Hans Christ betitelt die Darstellung mit dem Satze: „Christus zertritt die Völker in der Kelter“. Diese Deutung überrascht einigermaßen; denn Christus erscheint in der christlichen Lehre und Kunst als der Heiland der Welt oder als Weltenrichter, nicht aber

als Urheber von Vernichtung, Verwüstung und als Vollstrecker von Rached Gedanken. Christus ist doch der Kündler der göttlichen Liebe.

Adolf Schahl hat in seinem Aufsatz „Christus in der Kelter“ (Schwäbische Heimat, Jahrgang 2, 1951, S. 192 f.) erneut auf dieses Gemälde aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß der Bildinhalt nicht vollkommen geklärt sei. Schahl schreibt über das Bild: „Bei genauerem Zusehen . . . können wir feststellen, daß die Kelter, in der Christus unter dem Kreuzeskelterbaum steht, über einem Berg von Leichen und Totengebeinen, der als riesige Schädelstätte den Sinn des Wortes Golgatha erweitert, errichtet ist, und dies inmitten eines Meeres von Völkern, aus dem links Adam und Eva, Moses und David, in der Mitte Maria Magdalena, rechts Johannes der Täufer, zwei Apostel und der Schächer am Kreuz hervorragen. So gibt dieses Bild in einer protestantisch anmutenden Lehrhaftigkeit (der Maler dürfte von Theologen nicht un beraten gewesen sein) tatsächlich nicht nur den gekelterten Christus, sondern auch die gekelterte Menschheit, entsprechend dem Wort Pauli, daß alle in seinen Tod hineingegeben würden, auf daß sein Leben an ihnen offenbar würde.“



1. Kelterbild des Wanddenkmals für Conrad Widerhold, Kirchheim/Teck, Stadtkirche
Aufnahme Hausmann

Der Verfasser dieser Zeilen, der vor einiger Zeit Herrn Schahl um einen Einblick in den genannten Aufsatz bat und ihm hiermit für die freundliche Übersendung eines Exemplars danken möchte, ist nunmehr der Frage nachgegangen, ob das Kirchheimer Bild mit seiner „protestantisch anmutenden Lehrhaftigkeit“ wirklich protestantischen Ursprungs ist und was es überhaupt ausdrücken sollte.

Der Bildtypus, der den Heiland in der Kelter unter dem Drucke des Preßbalkens zeigt, ist im 14. Jahrhundert geprägt worden und diente in den religiösen Auseinandersetzungen des 15. Jahrhunderts zunächst als Sinnbild des Dogmas der Transsubstantiation,

d. h. der katholischen Wandlungs- und Meßopferlehre: Das Blut Christi, das durch den Druck des Kelterbalkens aus dem Körper Christi herausgepreßt wird, sammelt sich in dem Kasten oder Troge, in dem der Heiland steht, und wird von da in einen Meßkelch geleitet (Abb. 2 bietet ein Beispiel dieses Kelterbildtypus). Im Meßkelche befindet sich also tatsächlich Christi Blut.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts trat neben den vorstehend beschriebenen noch ein anderer Kelterbildtypus, der den Heiland ebenfalls unter der Last des Kelterbalkens und gleich einer Traube gepreßt darstellt. Dieser Typus soll die Verwaltung des Heils-



2. Holzschnitt, um 1420
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

gutes, das aus Christi Blut besteht, versinnbildlichen. So zeigt zum Beispiel ein wahrscheinlich um 1470 entstandenes Votivbild aus der St. Lorenzkirche zu Nürnberg den Heiland unter dem Drucke eines Preßbalkens, der die Form des Leidenskreuzes hat. Das Blut des Herrn, das aus dem Kelterkasten fließt, wird von zwei Kirchenvätern aufgefangen und in das Faß eines Wagens gefüllt, um es aufzubewahren. Zwei andere Kirchenväter schließen ein gefülltes Faß und beschlagen ein weiteres mit Reifen. Ein Fürst (König) schrotet ein gefülltes Faß in einen Keller, über dem sich der Thron des Kaisers erhebt. Des Heilands Blut erscheint also im Bilde als Grundlage des christlichen Herrschertums. Darstellungen dieser und ähnlicher Art, die die Verwaltung des Heilsgutes, der Eucharistie, durch die römisch-katholische Kirche veranschaulichen, nennt man in der Fachliteratur „eucharistische Kelterbilder“.

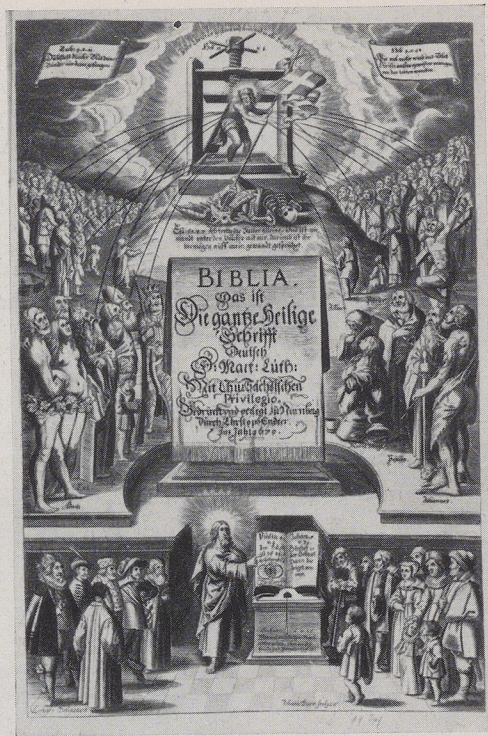
Der Bildinhalt des Widerhold-Epitaphs steht zu diesen Darstellungen katholischen Ursprungs in bewußtem Gegensatz. Zwar sehen wir auch hier den Heiland unter dem Drucke eines kreuzförmigen Preßbalkens. Aber das sündentilgende Blut des Er-

lösers wird nicht in einen Meßkelch geleitet oder von Vertretern der katholischen Kirche aufgefangen, aufbewahrt und verwaltet, sondern ergießt sich unmittelbar über die Gläubigen, die den Hügel umgeben, auf dem die Kelter steht. Christi Blut erlöst die Menschen hiernach also unmittelbar – ohne daß die katholische Kirche als Verwalterin des Blutes Christi und als Mittlerin des Heils dazwischengeschaltet ist. Auch die Gestalten des Alten und des Neuen Testaments werden in der gleichen Weise durch das Blut des Herrn erlöst wie die übrige Menschheit; sie sind zwar in den Vordergrund gerückt, jedoch wird ihnen keinerlei Mittlerstellung eingeräumt.

Das Gemälde in der Stadtkirche zu Kirchheim/Teck läßt bei seinem jetzigen Erhaltungszustand dieses Programm nicht mehr leicht erkennen; denn die Blutstrahlen, die von den Wunden Christi ausgehen, sind kaum noch sichtbar. Wenn wir aber in der bildenden Kunst des 17. Jahrhunderts nach ähnlichen Darstellungen protestantischen Charakters suchen, stellen wir fest, daß das Hauptbild des Widerhold-Epitaphs nicht das erste Werk dieser Art ist. Alois Thomas (Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Band III, 1954, Sp. 684 f.) weist auf das Titelbild der sogenannten Kurfürstenbibel hin, die Ernst der Fromme 1641 bei Wolfgang Endter in Nürnberg erscheinen ließ und die bis ins 18. Jahrhundert oft neu aufgelegt wurde, und vermutet, daß das Kirchheimer Gemälde wohl von diesem Titelbild beeinflusst sei. Thomas meint, die Kirchheimer Darstellung zeige auch verwandte Züge mit dem Kelterbild von Zeigerheim in Thüringen. Dem ist, soweit es die Kurfürstenbibel betrifft, durchaus zuzustimmen. Ja, man darf sogar sagen, daß das Keltergemälde von Kirchheim von dem genannten Titelblatt nicht nur beeinflusst, sondern sogar abhängig ist. Eine Ähnlichkeit der Darstellung mit dem Gemälde von Zeigerheim (Abb. 5) können wir jedoch nicht erkennen. Auf dem Kanzelbild von Zeigerheim steht Christus mit der Kreuzfahne in der Hand aufrecht in einem Kelterkasten, ohne dem Druck eines Preßbalkens ausgesetzt zu sein. Wenn der viereckige Kasten nicht mit Weintrauben gefüllt wäre, hätte man den Eindruck, es sei Christus beim Verlassen des Grabes am Ostermorgen abgebildet. Ein unter dem Kelterkasten herausragendes Gerippe und ein ebenfalls am Boden liegendes, jedoch kaum mehr erkennbares Wesen versinnbildlichen Christi Sieg über Tod und Teufel. Die Ausgaben der Kurfürstenbibel von 1643 und von 1670 – diese beiden sind unserer Untersuchung zugrunde gelegt – sind auf ihrer Titelseite mit ganz-



3. Titelblatt der Nürnberger Lutherbibel von 1643



4. Titelblatt der Nürnberger Lutherbibel von 1670

seitigen Kupferstichen geschmückt, die einander fast völlig gleichen (s. Abb. 3 und 4). Das Blatt von 1643 ist von P. Troeschel gestochen, und auf dem von 1670 sind als Stecher Johann Dürr († 1680) und als Zeichner C. Richter angegeben. Der Letztgenannte starb 1667 als Hofmaler zu Weimar. Es ist durchaus möglich, daß von ihm auch die Zeichnung zu dem Titelblatt von 1643 stammt¹. Die Darstellung des Hauptbildes im Widerhold-Epitaph zu Kirchheim/Teck weist kompositionell und inhaltlich weitgehende Übereinstimmungen mit diesen Stichen auf. Der untere Teil der Titelpupfer mit dem lehrenden Christus fehlt auf dem Gemälde. Die Personen des Alten und des Neuen Testaments, die auf den Bibeltitelseiten in einem nach vorn offenen Halbkreise rechts und links vom Inschriftfelde stehen, sind sämtlich in die Komposition des Gemäldes übernommen. Wir sehen zur Linken Adam, Eva, Noah, Abraham und Isaak, Moses, Aaron und König David, zur Rechten Maria Magdalena, einen Zöllner, der sich mit der Hand reumütig auf die Brust schlägt, die Apostel Petrus

und Paulus, Johannes den Täufer und einen der Schächer am Kreuz. Auf dem Gemälde zu Kirchheim sind diese Gestalten nur zwangloser geordnet. Das war nötig, um die Lücke zu füllen, die sich durch den Fortfall der Titelschrift ergab. Die Titelblätter der Nürnberger Lutherbibelausgaben von 1643 und 1670 – bei der Kurfürstenbibel handelt es sich um Neuauflagen der Bibelübersetzung Luthers – lassen deutlich erkennen, daß Christus nicht „die Völker zertritt“, im Gegenteil: die Menschen werden durch sein Blut erlöst, das sich in weiten Strahlen über sie ergießt. Bei dem Hügel handelt es sich auch nicht um „einen Berg von Leichen und Totengebeinen“. Tod und Teufel liegen zerschmettert vor der Kelter. Christus hat sie überwunden und stützt nun die Siegesfahne auf sie.

Als letztes bleibt schließlich zu erklären, wie die Beischrift „Ich habe sie gekältert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm“ zu verstehen ist. Die Worte sind dem 63. Kapitel des Buches Jesaja entnommen. Dort heißt es in den Versen 1–3:

Wer ist es, der von Edom kommt, in rötlichen Kleidern von Bozra, der so geschmückt ist mit seinen Kleidern und einherschreitet in seiner großen Kraft? „Ich bin es, der Gerechtigkeit lehrt und ein Meister ist zu helfen.“

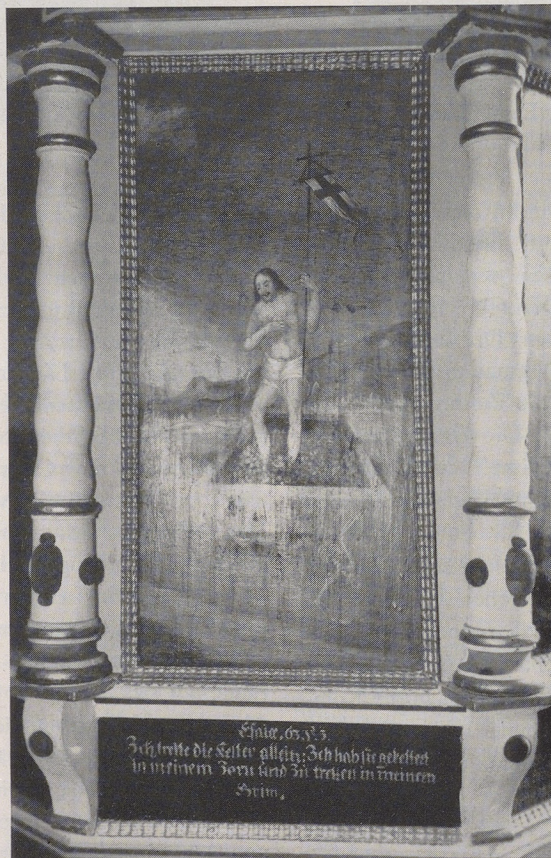
¹ Alois Thomas, Die Darstellung Christi in der Kelter: Forschungen zur Volkskunde, Heft 20/21. Düsseldorf 1936, S. 131.

Warum ist denn dein Gewand so rotfarben und dein Kleid wie das eines Keltertreters?

„Ich habe die Kelter allein getreten, ich allein, denn von den Völkern stand niemand mir bei; da habe ich sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm; dabei ist ihr Lebenssaft an meine Kleider gespritzt, so daß ich meine ganze Gewandung besudelt habe.“

Der Prophet gibt hier eine dramatische Schilderung des Sieges Gottes über die Feinde seines Volkes. Diese Bibelstelle wurde später von den christlichen Schriftauslegern als eine Weissagung auf Jesus Christus verstanden, die Rotfärbung des Gewandes der von dem Propheten beschriebenen Person auf Christi Blut bezogen und als Leidensvorhersage gedeutet. Das Zerschmettern der Gegner legte man als die Überwindung von Tod und Teufel durch den Heiland aus.

Die Schriftauslegung, die in der Stelle Jesaja Kap. 63 Vers 1–6 eine Vorhersage des Leidens Christi sah, ist von den Theologen inzwischen wohl allgemein aufgegeben worden. In der Wortverkündigung der evangelischen Kirche ist diese Bibelstelle weitgehend in den Hintergrund getreten; seit Generationen hat sie im evangelischen Gottesdienst keine Verwendung mehr als Predigttext gefunden. Zur Zeit der Entstehung des Kirchheimer Wanddenkmals für Conrad Widerhold war die Darstellung Christi in der Weinpresse aber ein beliebtes Motiv zur Darlegung kirchlicher Lehrmeinungen. Dem Maler des Epitaphbildes war die Komposition, die er hier in Öl auf Leinwand brachte, aus einer der damals weitverbreiteten Nürnberger Lutherbibeln bekannt, und er hat sie – sicherlich auf Wunsch seines Auftraggebers – nach dieser Vorlage als Gemälde ausgeführt.



5. Kanzelgemälde zu Zeigerheim in Thüringen,
Mitte 17. Jahrhundert



Wohnhaus in Nassach von Paul Schmitthenner

Paul Schmitthenner

Zum 75. Geburtstag am 15. 12. 1959

Lieber Meister Schmitthenner!

Die Schwäbische Heimat grüßt Dich an Deinem 75. Geburtstag durch Deinen schwäbischen Heim und dankt Dir von ganzem Herzen für das, was Du ihr in den 41 Jahren, die Du bei uns bist, Gutes mit Lehre und Werk getan hast. Der Strom Deines Lebens fließt nun ein Dreiviertel Jahrhundert dahin und Du bist in dieser Zeit ein Hauptstrom durch die Provinz Architektur in unserer schwäbischen Heimat. Im Oberlauf der quellklare Theodor Fischer, dann Euer Zweistromland-Bonatz und Du mit kräftigen Nebenflüssen Wetzlar, Fiechter, Schmoll und andre. An euren Wasserflüssen konnte man gedeihen. Nun sind sie alle, außer Dir, im weiten Meer vereint. „Des Menschen Leben gleicht dem Wasser, vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es.“ Deine Gedanken sind viel bei denen, die vorausgingen, ganz besonders bei Deiner lieben Frau Lotte, die so sehr in Dein Leben gehörte. Welch wunderbares Menschenpaar seid ihr ge-

wesen! Wißt Ihr wieviel Schönes Ihr denen geschenkt habt, die bei Euch ein- und ausgehen durften? Dein Haus und ihr Garten! Was hat die schwäbische Erde Freundlicheres getragen?

Die Erinnerungen und Betrachtungen, die ich in dem folgenden Aufsatz zusammenstellte, wollen ein Gewebe aus Dankbarkeit sein. Möge es Dir etwas Wärme und Glück bringen.

Wenn wir Dir und uns noch Segen wünschen, so den:

Stille ruhn oben die Sterne	Die Kräfte des Guten.
Und unten die Gräber.	Hier winden sich Kronen
Doch rufen von drüben	In ewiger Stille,
Die Stimmen der Geister,	Die sollen mit Fülle
Die Stimmen der Meister:	Die Tätigen lohnen!
Versäumt nicht zu üben	Wir heißen euch hoffen.

Im Namen aller Dich liebenden Schwaben

Dein Paul Heim

Erinnerungen und Betrachtungen eines Schmitthennerschülers

Ich ging in den Architektenberuf mit besonderer Vorsicht hinein. Schon als Knabe fühlte ich, daß dieser Beruf von besonderen Gefahren umwittert ist. Mein Vater baute, als ich noch ein Junge war, ein Haus. Das war auch für mich ein Erlebnis. Der Architekt war ein Mann, den ich sehr verehrte. Besonders verehrte ich ihn, als er sonntags einmal im Garten meines Großvaters ein kleines, unscheinbares Gartenhaus malte, welches natürlich aus dem Boden gewachsen war, wie die Bäume drumherum. Dieses Bild bewunderte ich im Entstehen und später, als es im großelterlichen Haus hing, immer wieder. Seltsam erschien mir, daß dieser Architekt, welcher sonntags diese unscheinbare, aber wahre Schönheit in dem kleinen Bauwerk erkannte und malte, montags begann diese hohen, unförmigen, alles Natürliche verdrängenden Mietskolosse zu bauen, welche er wohl nie sonntags in Öl gemalt hätte. Ich dachte mir, daß ihn die Zeit dazu zwingt und bedauerte von Herzen, daß seine gute, verehrungswürdige Natur dieser Peinigerin hörig sein mußte. Ich schloß aus dieser Beobachtung, daß ich trotz allem Reiz, den der Architektenberuf für mich hatte, lieber Maler werden wollte, denn die Teufelin Zeit könnte mich in jenem Beruf ja auch verblenden. Mein Vater, ein kräftig auf dem Boden dieser Erde stehender Handwerksmeister bäuerlicher Herkunft war jedoch anderer Meinung. Er hielt nichts von brotlosen Künsten, wenn er auch Neigung und Geschick zur Malerei bei mir nicht ganz in ihrer Entfaltung hindern wollte und so tröstete er mich mit jenem Architekten, der ja auch sonntags malte. Ich spürte, daß mir hier Welt und Vater zum Versucher werden wollten und beschloß, wenn irgend möglich, meine eigenen Wege zu gehen.

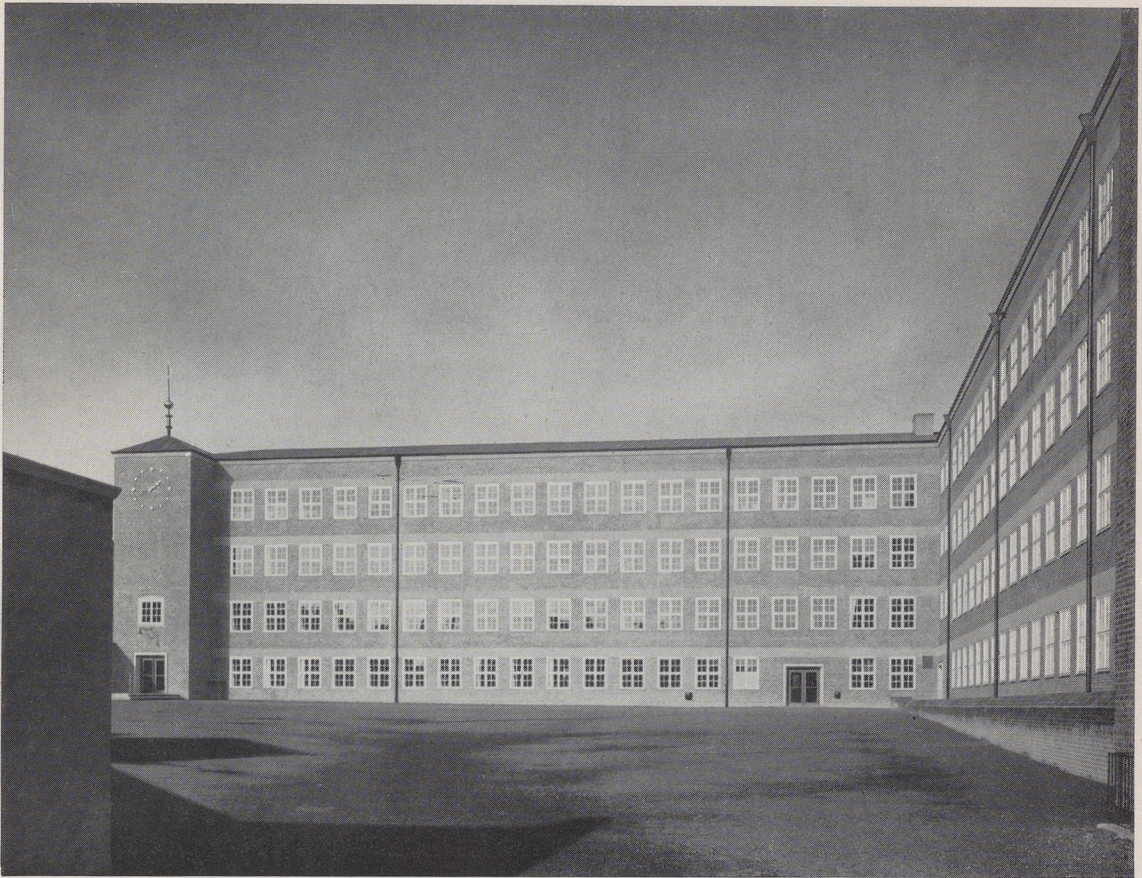
War mir überhaupt ein jetzt Lebender begegnet, der Häuser bauen konnte, die ich gerne gemalt hätte, die mit göttlicher Natur in Wettstreit an Schönheit und Harmonie treten konnten? In mir sehnte sich der Bauernkel nach dem schlichten Weben der Natur und ihrer guten Geister. Wenn ich Architekt werden sollte, so konnte ich mir nur vorstellen, mit dieser zusammen zu gestalten, so wie es vergangene Zeiten taten und Dörfer, Städte, Kirchen, Burgen und Schlösser schufen, die wahrlich der Natur noch herrliche Kronen aufsetzten oder sie mit köstlichem Geschmeide zierten. Dem Vater gehorsam begann ich nach der Reifeprüfung auf dem Bauplatz mauern und zimmern zu lernen. Das könnte auch einem künftigen

Maler nicht schaden, sagte ich mir. Die Häuser, an denen ich hier mitbaute, waren durchaus nicht immer meinem Ideal entsprechend, obgleich es Wohnhäuser in ganz stattlichen Gärten waren.

Ich war erschüttert, wie diese unharmonischen Gebilde im sichtbaren Bereich aus der Arbeit von Menschen hervorgingen, welche selbst innerlich und äußerlich in durchaus ungeordneten Verhältnissen lebten. Ich spürte, wie da nach behüteter Schulzeit der scharfe Wind der Welt wehte und das wahre Gesicht unserer Zeit in seiner ganzen Zerrissenheit mich anschaute. Ich ahnte, wie unter der Oberfläche des Schönen oder Häßlichen das Wesen sich verbirgt, wie die Steine reden und die Architektur ein Spiegel ist. Dies leidvolle Erlebnis schon am Beginn meiner Berufslaufbahn ließ mich um so mehr von einem stillen Malerwinkel träumen, in dem ich fernab vom Drachen der Zeit Schönes gestalten wollte.

Manchmal konnte ich den Druck jener Zeit nur aushalten, wenn ich morgens in aller Herrgottsfrühe vor Beginn der Arbeit am Bauplatz etwas malte. Ich nahm mir vor, dies weiterhin zu versuchen, diesen Beruf, der mich so sehr mit der Menschenwelt bekannt machte, zu verbinden mit dem anderen, der den guten Geistern der Natur und des eigenen Innern auf den Grund geht. Irgendwann würde sich dann entscheiden, wohin man endgültig gehörte.

Diese Entscheidung fiel im Hause Schmitthenner, als ich dort an einem schönen Herbsttag des Jahres 1923 den Meister aufsuchte. Es fehlten mir, als das erste Hochschulsesemester begann, 14 Tage der vorgeschriebenen Bauplatzlehre. Das veranlaßte den Sekretär an der Hochschule mich zum damaligen Abteilungsvorstand Professor Schmitthenner in die Wohnung zu schicken, damit er mir genehmige, mit dem Studium beginnen zu dürfen. Als ich mich dem Haus Schmitthenner näherte, wunderte ich mich sehr, das Haus neben dem Kriegsbergturm zu sehen, welches ich vor kurzem während des Aufschlagens von seltsamen Zimmerleuten bevölkert gesehen hatte. Einer, der da oben auf dem Dache wirkte, hatte mir einen besonderen Eindruck gemacht. Ich hatte mich recht über einen solchen Zimmermann gewundert. Nun stand das Haus fertig da und war ein sehr schöner Bau geworden. Ganz einfach weiß gekalkt stand es prächtig zu den Bäumen, die nicht umgehauen worden waren, auch wenn sie sehr nahe am Haus standen. Die Schatten dieser Bäume, ja sogar die Färbung des



Schule in Zuffenhausen

Himmels lagen auf diesem Putz märchenhaft. Die Fenster standen still in der Fläche, wie ich es an alten Häusern so liebte und wie sie zusammen mit der Sprossenteilung das Haus groß und ruhig machten. Das Dachgesims und die Haustür war ungestrichen und zeigte eine köstlich warme Holzmaserung, die neben dem hellen Kalkweiß der Wände um so wärmer leuchtete.

Ein blitzblank geputzter Messingtürdrücker mit fein ziseliertem Schild leuchtete auf der stillen Holzfläche, daß es mich zauberhaft anmutete. Überaus leichtes, schmiedeeisernes Gitterwerk an den Fenstern war voll innerer Musik und Feinfühligkeit. Ich hatte so große Achtung und Ehrfurcht, daß ich kaum zu klingeln wagte. Als ich es aber doch tat und eingelassen wurde, da war drinnen die gleiche, einfache Helligkeit vor der die Menschen und die Früchte des Herbstes und die Blumen prächtig standen. Beim Warten sah ich auf einen besonnenen Garten hinaus,

in dem eine hell gekleidete Frau still und sorgsam in ihren Blumenbeeten arbeitete. Ein jugendlicher Mann mit lebendigen Bewegungen trat nach einiger Zeit zu mir. Es war Schmitthenner und der seltsame Zimmermann von damals. Herzklopfend brachte ich meine Sache vor, wurde angenommen und entschloß mich in dieser Stunde unter der Führung dieses Mannes Architekt zu werden.

Welch freundliche Fügung war das, daß ich den Meister zuerst am Bau, dann in seinem Haus und erst später dem Professor an der Hochschule begegnete. Denn der Professor an der Hochschule war ein viel gehörter Lehrer. Es war ein Kampf um Platz im Hörsaal und die erste Vorlesung enthielt einen äußerst dringenden Mahnruf, daß jeder, der nicht Architekt aus innerem Muß wurde, jetzt noch Gelegenheit habe, einen anderen Beruf zu wählen. Hätte ich den Meister nicht in seinem Werk erlebt, wer weiß ob ich mich nicht damals hätte einschüchtern lassen. Aber so



Treppe im Olgabau in Stuttgart

wußte ich es, daß mein inneres Streben Schönes und Reines zu schaffen in der Architektur wieder möglich geworden ist und daß Schmitthenner der begnadete Lehrer dazu sein würde. Seine Häuser konnte man malen, wie jenes schlichte Gartenhaus. Dieser Architekt hatte es fertiggebracht, alle Tage sein Werk so zu verrichten, wie jener Architekt es nur sonntags konnte. Dieses Schaffen war das eines Sonntagskindes und eine Fülle von Freude strömte aus ihm wie liebliche Musik aus dem heiteren Jahrhundert jenseits des finsternen Neunzehnten.

Sein Werk blieb ja für uns die beste Lehre. Seine Vorlesungen und Übungen hätten es nimmer allein zu-

wege gebracht, daß wir ihn voll verstanden hätten. Nur wer spürte, was da dieser immer junge Riese seiner Zeit an Bauwerken abtrotzte, der mußte ihm begeistert folgen. Naturfremde und Intellektuelle, die keine Augen hatten vom goldenen Überfluß der Welt zu trinken, konnten den Schlüssel nimmer finden zu diesem Sesamberg, der sich nur den Artverwandten in seiner ganzen Pracht und Köstlichkeit auftat. Schmitthenner betonte damals in seiner Lehre den Wert der Konstruktion, war aber mit jedem Wort und insbesondere in seinem Werk seiner ganzen Natur nach sowohl Gestalter als auch Maler und Dichter. Was ihm am fremdesten war, und was er sich doch

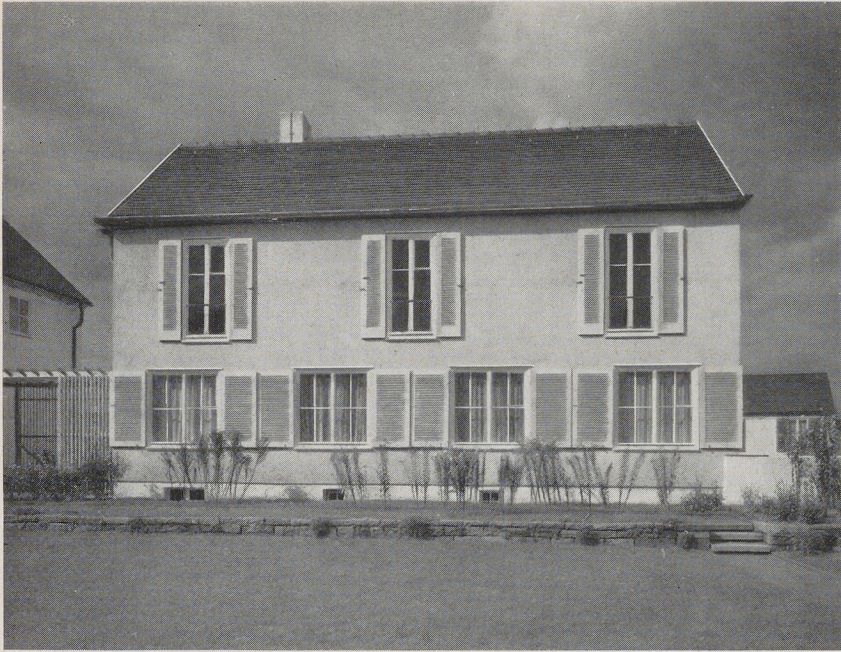


Bauernhaus in Norddeutschland

treu und rechtschaffen errungen hatte und besonders seinem Lehrer Karl Schäfer dankte, ein klares, geordnetes, konstruktives Denken, das pries er als Kern aller Weisheit. Später erkannte er sich selbst klarer und sprach von dem Dreiklang, aus dem alle wahre Baugestaltung hervorgeht: der Begabung für das Maß, dem Gefühl für das Stoffliche und dem konstruktiv-klares Denken. Äußerst fruchtbar für meine Studienzeit 1923–1928 war der Gegensatz der Lehre Schmitthenners zu der Lehre draußen in der großen Welt. In dieser suchte man den zeitgemäßen, neuen Baustil. Schmitthenner dagegen suchte das zeitlose Haus. Wie Goethe bei der Beschäftigung mit der Pflanzenwelt innerlich die Urpflanze schaute, so stand dem Baumeister Schmitthenner das zeitlose Urhaus,

etwa in der Art von Goethes Gartenhaus, vor dem inneren Blick. Wie richtig war es in dem tollen Wandel der Zeit, einen sicheren Stand zu gewinnen. Wie in Fieberträumen jagten sich seit einem Jahrhundert vergangene, wiedererstandene Baustile mit solchen, die man neu hinzu erfunden hatte. Die äußere Welt verwandelte sich zusehends dabei zum Chaos. Die Zeit vor dem Ausbruch der Fieberkrankheit glich der Stelle an einem Baum, wo krankes beseitigt und ein gesundes Reis aufgesetzt werden konnte. Es handelte sich dabei nicht um Nachahmen jener Zeit, sondern um ein Aufnehmen gesunden Fundamentes, nach Beseitigung schlechter Teile und um ein Weiterbauen mit reinen Mitteln der baulichen Gestaltung.

In der 1927 entstandenen Weißenhofsiedlung in



Bombenzerstörtes Wohnhaus der Kochenhofsiedlung Stuttgart

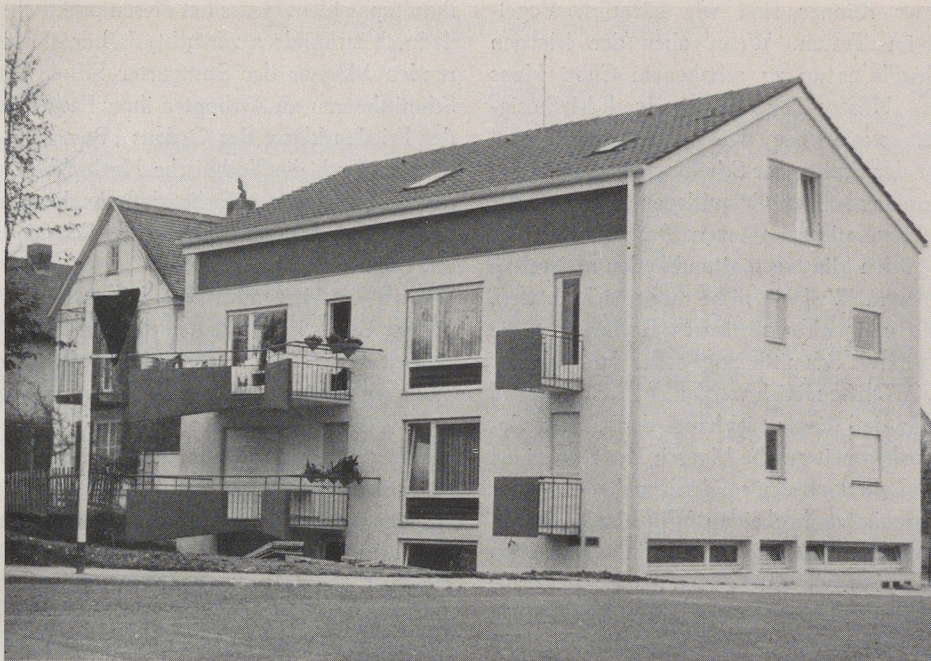
Stuttgart imponierten gläserne Häuser mit Dachgärten und verschiebbaren Wänden. Schmitthenner ließ sich nicht beirren. Er fand, daß Wohnhäuser keine Gewächshäuser seien, daß man keine Bananen darin zu züchten brauche. Er ließ sich nicht draus bringen, daß die schönsten Gärten auf der Mutter Erde, nicht auf den Dächern gedeihen und brachte seinen Schülern Jahr um Jahr bei, wie man solide Dachstühle baut. Er war nie ein Feind der Maschine, ja er erfand sogar ein fabriziertes Holzfachwerk. Aber er sah in der Maschine nicht mehr als das veränderte Werkzeug, also den Knecht, welcher die grobe Arbeit abzunehmen habe, daß an wichtigen Stellen um so mehr das Werk der beseelten Hand hervortreten könne. Auf diesem selbstverständlichen Weg ging er als Ritter ohne Furcht und Tadel, mit ihm seine junge Garde, die jungen, werdenden Baumeister. Es war eine Freude, dabei mitzumarschieren und ein besonders hohes Ziel war es, mit dem Meister und seinen besten Schülern enger als Gehilfe bei seinen Bauten oder bei seiner Lehrtätigkeit zusammenzuarbeiten.

Schmitthenner war kein Einzelgänger. Eine Atmosphäre großer Herzlichkeit verband ihn mit all seinen Mitstreitern. Es schickte sich später so, daß ich durch ihn einige dieser geistigen Ahnen, an denen eine Bau- und Kunstgeschichte unserer Zeit nicht vorbeikommt, persönlich kennen lernte.

Auf jenem Hochschulfest 1929 fischte mich der große *Theodor Fischer* unter seiner Achteckkuppel des Stuttgarter Kunstgebäudes aus einer Menge junger Architekten heraus. Schmitthenner stellte mich diesem großen Baumeister und gewichtig-geistvollen Patriarchen in weißem Vollbart vor. Ganz anders war der mehr theoretische Publizist, Maler und Architekt *Paul Schultze-Naumburg* eine Herrennatur, die zu Beginn des Jahrhunderts seiner Zeit die Augen geöffnet hatte. Ihm war durch Bildbeispiel-Gegenbeispiel gelungen, die lebendigen Kräfte zu wecken, daß sie erkannten wie die Heimat sowohl von fabrikbauenden Banausen wie von historisierenden Formalisten bedroht ist. Hieraus entsprang die Heimatschutzbewegung.

Auf einer gemeinsamen Fahrt ins Elsaß besuchten wir in Karlsruhe den Lehrer Schmitthenners, *Max Laeuger*, den Meister maßvoller Beschränkung im Reiche der Farben und der Form; ein feinsinniger, edler Künstler, der außer der Architektur hervorragendes als Plastiker und Keramiker leistete.

An Schmitthenners 60. Geburtstag 1944 durfte ich nach dem Festakt in der Universität Tübingen in einem Kreis seiner Freunde auf der Landstraße nach Schloß Kilchberg, der Zuflucht des Ausgebombten, wandern. Rüstig schritt neben dem Meister ein großer Mann in goldblondem Haar, der ehrwürdige, noch in hohem Alter leuchtende Lehrer der Werktreue,



An der Stelle des nebenstehenden Hauses wurde dieses gebaut. Fortschritt?
Hier wäre Denkmalschutz nötig!

Richard Riemerschmid, Mitbegründer des Werkbundes. Welch ideales Verhältnis zwischen Lehrer und zum Meister gewordenem Schüler, wieviel geistvolle Freundschaft und Geselligkeit durfte ich da erleben.

Wie lebendig und selbstständig hatte Schmitthenner das Erbe dieser Männer übernommen, erworben und erweitert.

Nicht persönlich, jedoch durch die lebendige Schilderung des Meisters lernte ich die große Persönlichkeit von *Hans Poelzig* kennen. Mit ihm lebte er in seiner Breslauer und Berliner Zeit 1910–1918 in den Bestrebungen des Werkbundes in lebendiger Freundschaft eng zusammen. Damals entdeckte in Berlin der jüdische Kunstkritiker Paul Westheim am Architekturhimmel zwei deutsche Sterne erster Größe. Einen nördlichen, mit kühlem aber besonders hellem Licht, *Heinrich Tessenow* – und einen südlichen mit warmem Glanz – Paul Schmitthenner. Weil sie das Einfache, das Stille in einer Zeit fanden, die vorwiegend das Gegenteil tat, leuchteten sie heraus aus der Menge. Schmitthenner und Tessenow hielten Maß. Sie verfielen nicht einem Glasrausch. Sie wurden keine Formalisten, weil sie zu sehr auf dem Handwerklichen gründeten. Dadurch waren sie sich auch ihrer Verantwortung der Dachkonstruktion gegenüber bewußt. Baukunst hat immer mit Realitäten zu tun und

Wasser hat einen kleinen Kopf. Das muß bei aller Vorliebe fürs Abstrakte bedacht werden.

Sonst blieben die beiden den Werkbundtugenden, der einfachsten, stillsten Formgebung treu. Schmitthenner mit einem leicht süddeutsch-elsäßischen, Tessenow mit ausgeprägt norddeutschem Dialekt. Sie verleugneten ihre Heimat und damit ihre Herkunft nicht und hatten damit sichereren Stand als die Romantiker der Technik und der Maschine.

Schon wie 1918 der weltoffene, zeitnahe *Paul Bonatz* diesen in Bayern, Schlesien und Berlin aufgeblühten Süddeutschen nach Schwaben zu sich herholte und wie dadurch zwei große Gegensätze zum Wohl unserer schwäbischen Heimat sich schöpferisch berührten. Mit Fiechter, Wetzlar, Jost, Keuerleber, Schmoll, v. Eisenwerth und Jansen schloß sich der Kreis der Stuttgarter Schule. Dieser konnte sich in die internationale Werkbundsiedlung am Weißenhof nicht einfügen. Auch ein Tessenow ist dort nicht vertreten. Warum marschierten sie nicht mit dem neuen Baustil? Weil sie wußten und es am Schicksal des Jugendstils gelernt hatten, daß man mit dem besten Willen keinen Stil als eine kleine Gruppe erzwingen konnte. Stil ist Gnade, welche sich auf eine ganze Zeit, auf alle niedersenkt oder nicht – wie der Frühling. Kunstwerke sind fortgesetzte Naturwerke, sie bedürfen erhabener Schöpferkräfte. Einige Spitzenleistungen

gen einzelner Könner sind wie nächtlich Vogelzwitschern im Traum. Wenn aber der Morgen kommt, schwillt es an zu erhabenem Chor. Hans Thoma sagt: „Unsere Zeit will gern durch Maßlosigkeit darüber wegtäuschen, daß sie mittelmäßig ist.“ Die Männer der Stuttgarter Schule wollten unten bei den Jungen einen soliden Grund legen, nicht vor der Menge mit Erstaunlichem glänzen. Deshalb traten sie bescheiden in den Hintergrund und ließen andere die Fanfaren blasen. Weil sie nicht mitgemacht hatten, glaubten die nationalsozialistischen Romantiker, sie gehörten zu ihnen. Schmitthenner sollte der führende Baumeister im Dritten Reich werden. Aber wie schnell erkannten sie, daß dieser Liebhaber des sanften Gesetzes, dieser baumeisterliche Mensch, der bescheiden und treu als Lehrer an der soliden Fundierung einer Baukultur arbeitete, ihre eitlen Wünsche nach falschem Glanz nicht befriedigen werde. So war aus dem Wesen dieser Periode deutscher Geschichte heraus auch dieser Große in seinem Fach bestimmt, abseits zu stehen.

Nach Hitlers Untergang kamen die politisch verfemten Männer vom neuen Baustil, der während des „tausendjährigen“ Reiches in der Verfolgung und Emigration sich geläutert und besonders in Amerika ausgebreitet hatte. Sie fegten die Übriggebliebenen der Stuttgarter Schule von ihren Lehrstühlen. War es schön, daß in einer Antrittsvorlesung eines solchen Neuen nur von den Fehlern der Vorgänger die Rede war? Und war es gut, daß der 61jährige rüstige Schmitthenner der Architektur studierenden Jugend vorenthalten wurde? Es scheint uns dies ein deutliches Zeichen, daß die geistige Welt der Kunst nicht mit der Politik vermenget werden sollte. Wie soll bei solchen Zickzackwegen eine Kultur entstehen? Unsere Zeit gleicht einem Gartenbeet, in dem in rascher Folge immer wieder neue Gärtner Ungereiftes herausziehen um das „Neue-Neuere-Allerneueste“ setzen zu können.

Bundespräsident Heuss hat diesen praktischen Mangel dadurch zu mildern versucht, daß er die beiden führenden Männer der Stuttgarter Schule Bonatz und Schmitthenner zu Archonten ihres Faches und Rittern der Friedensklasse des Ordens „Pour le mérite“ ernannte. Auch die Technische Hochschule hatte 1954 wieder soweit klare Sicht, daß sie die großen Verdienste Schmitthenners um die Schule an seinem 70. Geburtstag würdigte.

Damals erschien auch ein Schmitthenner-Heft im „Baumeister“, in welchem auch Schmitthenner-Schüler zeigten, wie sie den Anforderungen der Zeit in gutem Sinne entsprechend weiter gewachsen sind, seit sie um das Katheder und vor der Tafel des Meisters sich versammelt hatten. Bedeutende Meister unserer Zeit, ich nenne *Rudolf Schwarz*, den großen Kirchenbaumeister, erfreuen den Altmeister mit ihrem Besuch, bei dem sie ihren Dank für das bei ihm Gelernte aussprechen. Große moderne Künstler, so der Bildhauer *Gerhard Marks* stehen in treuer Freundschaft zu Paul Schmitthenner. Wie hieß der Spruch, den er ihm über den Arbeitstisch schnitt? :

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge, wenn der vernünftige Mann wenige Liebende zählt.“

Wollen wir zum 75. Geburtstag eines Wohltäters an der schwäbischen Heimat einseitige Betrachtungsart aufgeben, friedlich sein und zugeben „es führen verschiedene Wege nach Rom“. Der Weißenhof hat den äußeren Erfolg erreicht, er ist als Keimzelle einer internationalen Architekturbewegung mit Recht unter Denkmalschutz gestellt worden. Laßt uns dabei aber nicht die Stuttgarter Schule mit dem Dreigestirn – Fischer-Bonatz-Schmitthenner vergessen. Wäre es nicht schön zum Zeichen des Friedens etwa die Kochenhofsiedlung von 1934, welche Bonatz und Schmitthenner mit ihren Freunden und Schülern geschaffen haben, ebenfalls unter Denkmalschutz zu stellen?

Paul Heim

Aus dem natürlichen Fortschritt ist eine noch nie gekannte Raserei in eine unbekannte Zukunft geworden. Kristallisation braucht Zeit. Doch diese gerade fehlt uns ja. Im Sturm kann keine Blüte zur Frucht werden. „Dies Signum der Zeit muß überwunden werden, wenn wir aus der Raserei wieder in das Menschliche gelangen wollen. Und das müssen wir, wenn wir leben wollen.“ Die Eile, die mangelnde Ehrfurcht vor dem Leben und mißverständene Freiheit, sind die Krebschäden.

Aus der Rede Paul Schmitthenners bei der Festsitzung des Ordens Pour le Mérite in Bonn am 7. Juli 1958

Dr. Ernst Müller 60 Jahre

Lieber Freund!

Auf der Schwelle eines neuen Jahrhunderts geboren zu sein, bedeutet Verheißung und Verpflichtung. Du bist am 1. Januar 1900 auf die Welt gekommen, am Anfang unseres unglückseligen 20. Jahrhunderts, das so verheißungsvoll begonnen hat mit seiner wirtschaftlichen Prosperität und seinem scheinbar unerschütterlichen Frieden zwischen den Völkern Europas. Und doch hat es den Keim des Zerfalls, des geistigen und sittlichen Niedergangs schon in sich getragen. Niemand hätte damals aber geahnt, daß eine solche Flut von Ungeist sich über das Abendland ergießen, daß die Menschheit sich so weitgehend ihrer Menschenwürde begeben konnte, wie unsere Generation es erleben mußte.

Dem Ungeist widerstehen, den Geist stärken – mit diesen Worten möchte ich die Summa Deines Lebens und Deiner Lebensarbeit zusammenfassen.

Deine Kindheit in einem christlichen Elternhaus im aufblühenden Stuttgart der Vorkriegszeit mag wohlbehütet gewesen sein; aber schon Deine Knaben- und Jünglingsjahre waren beschattet durch die Schauer des Ersten Weltkrieges, in dessen Endphase Du selbst noch zu den Waffen gerufen wurdest. Lebensentscheidend wurde dann Dein Eintritt in das Tübinger Stift im Jahre 1919, in jene Pflanzstätte schwäbischen Geistes, in der die größten Geister und die besten Männer unserer engeren Heimat herangebildet wurden. Du hast Theologie studiert, aber nicht im üblichen Sinn nur die Pflichtvorlesungen gehört; Du hast Dich mit den religiösen Strömungen jener Tage auseinandergesetzt. Es war die Zeit, da ein bis dahin unbekannter Schweizer Pfarrer namens Karl Barth mit seinem Kommentar zum Römerbrief die Gemüter der jungen Theologen aufs tiefste erregte und leidenschaftliche Auseinandersetzungen hervorrief. Du hast Dich mutig zu dem Neuen bekannt – nicht nur in der Theologie, sondern auf allen Gebieten des Wissens, die Dein rastloser Geist zu durchdringen suchte. Du hast Dein Studium – vielleicht als einer der letzten echten Stifter – wirklich aus der Idee der Universitas heraus gestaltet: musische Fächer wie Literatur- und Kunstgeschichte gehörten ebenso in den Bannkreis Deines Forschens und Grübelns wie Naturwissenschaft und Philosophie. Mit einer Arbeit über Nietzsches Platonverständnis hast Du 1924 bei dem scharfdenkenden Kantianer Adickes in Tübingen zum Doktor der Philosophie promoviert und damit Deinem akademischen Studium einen äußeren Abschluß gegeben.

Doch bist Du zeitlebens ein Suchender und Forschender geblieben. Die Idylle und Beschaulichkeit eines schwäbischen Pfarrhauses konnte Dich nicht locken; ein normaler bürgerlicher Beruf oder gar eine gesicherte Beamtenstellung waren Deinem vorwärtstürmenden Wesen nicht angemessen. Wenn Du schließlich zur Zeitung gegangen bist, so geschah das nicht so sehr aus innerer Nei-

gung, es war vielmehr Maske, Tarnung Deiner inneren Unrast. Aber Du hast nahezu ein Jahrzehnt treffliche journalistische Arbeit am Feuilleton bekannter Stuttgarter Zeitungen geleistet, dem Staatsanzeiger, dem Neuen Tagblatt, der Schwäbischen Tagwacht. Besonders geschätzt und viel beachtet waren damals Deine Theater- und Konzertkritiken, denen man anmerkte, daß sie nicht nur auf profunder Sachkenntnis ruhten, sondern von hoher Verantwortung für das kulturelle Leben unseres Schwabenlandes getragen waren. Allerdings bist Du nicht immer ein bequemer Kritiker gewesen; manch einer hat es Dir übel genommen, wenn Du ihm unverhüllt die Wahrheit gesagt hast. Aber Du hast Dich nicht beirren lassen.

Auch durch die Sirengesänge der Dritten-Reichs-Ideologie hast Du Dich nicht einfangen lassen. Du hast von Anfang an die Hohlheit der schönklingenden Phrasen durchschaut und aus Deinem Widerstreben kein Hehl gemacht. Das hat Dir freilich das Leben nicht erleichtert, und Du warst vielfachen Anfeindungen ausgesetzt. Schließlich mußtest Du unter dem Druck der Verhältnisse 1934 Deine journalistische Tätigkeit aufgeben.

Nun warst Du ganz auf Dich allein gestellt: Du bist freier Schriftsteller geworden. Es war Dein und unser Glück! Denn jetzt konntest Du – ledig aller Berufs- und Brotarbeit, die Deinen Gedankenflug doch manchmal wohl etwas gehemmt hatte – Deine Kräfte frei entfalten. Du bist heimgesehrt zu den Geistesverwandten Deiner Sturm- und Drangzeit, den genialischen Jünglingen, den Feuerköpfen und Umstürzern im Reich des Geistes, die Du mit einem schönen Wort selbst einmal Deine Bruder gestalten genannt hast: zu Paracelsus, Kepler, Hölderlin, Schiller, Hegel, Waiblinger, D. F. Strauß u. a. Tiefschürfende Einzelforschungen über Leben und Werk dieser Großen hast Du in Aufsätzen veröffentlicht, ebenso wie Du auch Probleme der Paläontologie unserer Schwäbischen Alb oder das Schaffen des Bildhauers Dannecker behandelt hast. Deine Aufsätze waren von kundigen Schriftleitern immer begehrt, wiewohl Du den „Kulturschaffenden“ jener Zeit mißliebig gewesen bist – manchmal blieb nur noch ein Pseudonym als letzter Ausweg aus einer heiklen Situation.

Doch hast Du es nicht bei Einzeluntersuchungen und Aufsätzen bewenden lassen, Du hast die Fülle Deiner Erkenntnisse und Deiner stets auf Quellenstudium ruhenden Forschungen zu bedeutsamen Büchern zusammengefaßt. Schon gleich Dein erstes größeres Werk „Stiftsköpfe“, das Du uns (unter Mitarbeit der Brüder Hermann und Theodor Haering) 1938 geschenkt hast, hat Aufsehen erregt und gehört heute längst zu den vergriffenen und vielgesuchten Standardwerken unseres heimischen Schrifttums. Bezeichnend für Deine Denk- und Arbeitsweise ist der Untertitel „Schwäbische Ahnen des deutschen Geistes aus dem Tübinger Stift“. Es geht Dir um gründliche Aufhellung schwäbischer Geistigkeit und schwäbischen

Wesens – aber nicht um eigenbrödlischer Verherrlichung stammesmäßiger Engherzigkeit willen; im Gegenteil, es ist Dein Anliegen, aufzuzeigen, wie der deutsche, ja der christlich-abendländische Geist in seiner schwäbischen Ausprägung gewirkt hat. In diesem Sinne erstehen in den „Stiftsköpfen“ vor unseren Augen lebensvolle Bilder der großen Denker Kepler, Hegel, Schelling; der Dichter Hölderlin, Mörike, Hauff, Waiblinger; der Pietisten Hedinger, Urlsperger, Oetinger, Ph. M. Hahn u. v. a. Die 1947 erschienenen „Schwäbischen Profile“ ziehen die Linien weiter in die neuere schwäbische Geistesgeschichte hinein und können geradezu als zweiter Band der „Stiftsköpfe“ angesehen werden.

Dein Schicksal sind die Dichterphilosophen Hölderlin und Schiller geworden, die beide das Ausgreifen vom schwäbischen Wurzelboden bis zum abendländisch bestimmten Weltkreis in besonderer Weise verkörpern. Vor allem Hölderlin ist es gewesen, der Dich durch die Schrecken und Abgründe des Zweiten Weltkrieges begleitet und getragen hat. Du mußtest als Soldat in Höllenschlünde schauen, an deren Entsetzlichkeit Du zu zerbrechen drohtest. Du hast Dir durch intensive Beschäftigung mit Hölderlin und seiner Welt den seelischen Ausgleich geschaffen und hattest obendrein das Glück, verständnisvolle militärische Vorgesetzte zu finden, die es Dir ermöglichten, neben dem Dienst das 1944 erschienene Buch „Hölderlin – Studien zur Geschichte seines Geistes“ zu schreiben; es gehört heute zum Grundbestand der Hölderlinliteratur.

Du hast das Inferno des Krieges heil überstanden und hast tatkräftig mit Hand angelegt, um die letzten geistigen Werte, die überhaupt noch zu retten waren, aus Schutt und Asche zu bergen. Als einer der wenigen Zeitungsmänner, die sich dem braunen Joch nicht gebeugt hatten, warst Du berufen, am Aufbau eines neuen Zeitungswesens mitzuwirken. Du gehörst zu den Mitbegründern des Schwäbischen Tagblatts in Tübingen, dessen Herausgeber und Chefredakteur Du bis zum heutigen Tage bist. Das „Schwäbische Tagblatt“ hat sich unter Deiner Federführung zu einer der inhalts- und einflußreichsten Zeitungen des Landes entwickelt. Dabei hast Du es schwerer als die meisten Deiner Kollegen, weil das Verbreitungsgebiet Deiner Zeitung ungemein starke Gegensätze in sich birgt: Du mußt gleicherweise dem Universitätsprofessor in der Stadt gerecht werden wie dem Bauern auf dem Lande, dem katholischen Priester im ehemals Hohenbergischen wie dem protestantischen Sektierer auf den Händten, dem beschaulichen Ruheständler wie dem hart zupackenden Handwerker und Arbeiter. Aber Du bewältigst diese Probleme mit souveräner Meisterschaft.

Neben Deiner aufreibenden Poesietätigkeit hast Du immer noch Muße zu wissenschaftlicher Arbeit. Außer Hölderlin beschäftigt Dich seit Jahrzehnten Schiller. Frucht dieser Studien ist Dein Buch „Der junge Schiller“ (1947; 1955 umgearbeitet und erweitert unter dem Titel „Der Herzog und das Genie“ erschienen). In diesem Buch

hast Du mit manchem Vorurteil aufgeräumt und der Forschung über den Dichter der „Räuber“ neue Wege gewiesen. In einer sechsbändigen – neuerdings auf acht Bände erweiterten – Schiller-Ausgabe hast Du das Gütige und Bleibende aus dem Werk des Dichters zusammengefaßt und mit ausführlichen Einleitungen und Erläuterungen versehen, die auf Schritt und Tritt die sichere Hand des Kenners und den klaren Blick des Quellenforschers sichtbar werden lassen. Das Schillerjahr 1959 hat Dich erneut zu eingehender Beschäftigung mit dem Werk des Dichters geführt und wir dürfen von Dir noch ein gewiß geistreiches Schillerbuch erwarten.

Es wäre noch manches zu erwähnen: die zweibändige Hölderlin-Ausgabe, die einbändige Auswahl aus Uhlands Werken, die „Kleine Geschichte Württembergs“ (1949). Doch genug der Aufzählungen! Ein kurzes Wort sei noch dem Herausgeber unserer Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ gewidmet.

Du erinnerst Dich, wie wir in den Jahren 1948/49 in manchem freundschaftlichen Gespräch die Möglichkeit erörtert haben, die schöne Zeitschrift „Schwaben“, die 1943 unter dem Druck der Kriegsverhältnisse ihr Erscheinen hatte einstellen müssen, wieder ins Leben zurückzurufen. Du bist einer der wichtigsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift gewesen – freilich hast Du Deinen ehrlichen Namen „Ernst Müller“ häufig verbergen müssen; Du hast damals „Karl Haldenwang“ und „Fritz Vollmer“ geheißen. Du bist begeistert auf den Plan einer Nachfolgezeitschrift für „Schwaben“ eingegangen. Deinem Geschick und Deinem Einsatz ist es zu danken, daß die Überlegungen, die in jenen Jahren von verschiedenen Seiten angestellt wurden, schließlich einmündeten in die Schaffung einer alle Kulturgebiete umfassenden Heimatzeitschrift, eben unserer „Schwäbischen Heimat“, die dann gleichzeitig Organ des Schwäbischen Heimatbundes wurde. Wie von selbst hat es sich ergeben, daß Du Herausgeber der Zeitschrift geworden bist und bis heute ihr Gesicht bestimmst.

Es mag mehr als ein Zufall sein, daß mein Geburtstagsgruß für Dich gerade in dem Heft steht, das den 10. Jahrgang unserer Zeitschrift abschließt. Ich darf mich zum Sprecher der Leser und zugleich des Vorstandes und der Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes machen und Dir danken für Deine Treue zur Sache unserer schwäbischen Heimat. Wir alle verbinden damit herzliche Wünsche für die Erhaltung Deiner Gesundheit und Deiner Schaffenskraft und die Hoffnung, daß Du noch lange Jahre der Unsere bleiben mögest.

Und wenn Du mir zum Schluß noch ein ganz persönliches Wort gestatten willst, so kann es nur ein Wort des Dankes sein, des aufrichtigen Dankes für die einzigartig gute Zusammenarbeit und die vielfältige Hilfe bei der Schriftleitung der „Schwäbischen Heimat“ und darüber hinaus für die nie getrübe Freundschaft, die sich in guten wie in schweren Tagen bewährt hat. Laß diese Freundschaft uns weiterhin treulich halten!

Dein Oskar Rühle

Das schönste Fest des Jahres

Von Adalbert Stifter

Zu allen Zeiten haben die Völker der Erde Feste gefeiert, an denen sie sich in nähere Beziehung zu dem Wesen setzten, das sie, mit unbegrenzter Macht begab, als Herrn und Meister ihres Schicksals über sich wußten. Wenn auch nicht alle Menschen den Ursprung und Sinn der Feste erkennen, so ist doch seit alters über die Feiertage des Jahres ein rührender Schein ausgegossen, so daß sie wie Lichtsäulen auf den Zinnen der Zeit stehen.

Geeint durch erhabene Symbole des Glaubens, hat die christliche Welt mehrere seelenerhebende Feste. Ostern ist der hohe Feiertag der Auferstehung, Pfingsten das Fest der bräutlichen Blüte, Weihnachten das Fest des holden, liebeichen Kindes, das in einer Winternacht in einem ärmlichen Stalle geboren wurde.

Die Weihenacht wird in der ganzen Welt gefeiert.

Wenn sich an Ostern Wiesen und Felder zum Frühling rüsten und an Pfingsten die Welt in der Blütenpracht des Maien steht, so ist die Weihenacht die Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Wie ahnungsreich und herzerfüllend ist dieser Tag! Weit hin deckt Schnee die Lande, die Bäume strecken bereifte Äste zum Himmel empor, die Tannen des Waldes tragen weiße Last. Selbst wenn düstere Nebel die Gegend verhüllen oder der Wind graue Wolken über das Firmament jagt, hinter denen sich die Sonne versteckt, als wäre sie zu fern, glücklicheren Ländern gegangen, ist eine stille Feierlichkeit in der Natur; denn durch den Nebel und durch die Wolken hindurch sieht ein einfältiges Herz einen wunderbaren Glanz: das Christkind rüstet sich zu seinem Geburtsfeste.

Unsere Mutter hat uns oft davon gesagt.

„Seht, Kinder“, sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit des Himmels, daß, wenn von den himmlischen Gärten nur ein Blättlein auf die Erde niederfiel, die Welt vor Süßigkeit vergehen müßte.“ Ein andermal sagte sie: „Mein Junge, die Ewigkeit ist so lange, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre und alle tausend Jahre ein Mücklein käme und seinen Fuß an der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher es die Kugel abgewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre.“

Als der Loritzbauer aus dem Glöckelberge noch ein Knabe gewesen ist, hat er einmal den Glanz des Christkindes gesehen; gegen die Mitternachtsseite

des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war ein Lichtbogen wie eine Brücke über den Himmel ausgespannt, so daß das Christkind darüberziehen konnte. Ich selbst sah, als ich etwa zwanzig Jahre alt war und in schwerem Fieber lag, das mir Ballen von Dunkelheit auf die Brust wälzte, in meinen Träumen das Christkind. Es fuhr in einem bunten Wagen durch den Himmel, ich sah seine Gestalt und sein Angesicht, und es lächelte mich liebevoll an, wovon ich sehr beseligt war.

Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, und ich bin alt geworden. Mit mir aber wird mancher Greis, dem die Welt öde und das Himmelsgewölbe leer geworden ist, weil es der Verstand ausgeleert hat, in der Erinnerung den bunten Glanz der Jugendtage suchen und tiefe Freude empfinden, daß es einst so selig gewesen ist.

Weihnachten!

Wenn die Zeit immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht der andern die Hand reicht und der dazwischenliegende Tag nur als eine hellere Nacht erscheint und die geliebte Sonne mit ihrer Kraft nicht heraufzureichen vermag, so kommt der Tag, an dem es in der Stadt die vielen Christbäume gibt, als wäre ein junger Wald in ihre Gassen gewandert. Die Menschen tragen die Bäume in ihre Häuser und stellen sie in einem verschwiegenen Zimmer auf. Dann breiten sie ein Tuch auf den Tisch oder den Stuhl, auf dem liegen wird, was das Christkind gebracht hat.

Endlich kommt der Heilige Abend heran. In allen Häusern der Städte brennen Lichter, und in der Stube der alten Waldhütte brennt der Kienspan in der eisernen Zange. In den Vorzimmern sitzen die Kinder und warten, und die Mutter tritt zu ihnen und sagt: „Das Christkind ist gekommen!“

Da öffnen sich die Türen, und die Kinder gehen in das Zimmer, das ganz voll Licht und Glanz ist. Dort steht der Baum, an dem Lichter brennen und Glaskugeln und Silberfäden hängen. Unter dem Baum liegen die Gaben. Die Kinder sehen manchen Wunsch erfüllt, und selbst die Großen haben Geschenke erhalten. Die Bangigkeit der Erwartung geht in Jubel auf, und man zeigt, was gespendet worden ist, und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Auch die Türe in der Stube der Waldhütte tut sich

auf. Da steht der geputzte Baum mit goldenen Nüssen und Äpfeln und Birnen und allerlei Backwerk, und darunter liegen die Gaben der Waldkinder. Die Kerzen brennen in der Heiligen Nacht, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und Aufregung gehen sie recht lange nicht schlafen, bis die Müdigkeit sie endlich doch unter die Decke bringt.

Wenn die vielen Kinder, die in dieser Nacht beschenkt worden sind, in ihren Betten schlummern und ihr Glück sich in ihren Träumen spiegelt, dann klingt vom hohen Turm des Doms in der Stadt das Geläute der Glocken und ruft die Menschen zur Mitternachtsmette. Durch alle Tore treten die Besucher in die feierlichen Hallen, die in einem hellen Lichtermeer strahlen, und so groß das Lichtermeer ist, so reicht es doch nicht bis zur Wölbung empor, wo die Säulen wie Kornähren auseinandergehen, so daß unter den Gewölben tiefe Finsternis liegt, die den Dom noch feierlicher macht. Nun beginnt die Orgel zu spielen, der Chor auf der Empore fällt ein, der Priester tritt in festlichem Gewande vor den Altar. Und alles verneigt sich zu der Feier dieser Nacht.

Noch schöner aber ist die Christmette im Walddorf. Schon lange vor Mitternacht steht die Kirche erleuchtet, ihre Fenster schimmern in die Nacht hinaus, und von den Waldhöhen und aus den Tälern wandeln von allen Seiten Lichter zur Kirche heran. Die Menschen tragen Laternen durch die Nacht, und wer ein Pferd und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinen gefahren. Während die Turmglocken läuten, zündet der Mesner die letzten Kerzen an. Dann erklingen auf der Empore Orgel, Geige und Klarinette; still sitzen die Andächtigen in ihren Stühlen, lesen bei brennenden Wachstöcken in ihren Gebetbüchern und lauschen der Hirtenmusik einer Pastoralmesse, welche die Sänger des Chors anstimmen, und den Worten

des Priesters am Altar. Der Klingelbeutel sammelt, und das ärmste Weiblein greift in die Börse. Die Kirchenväter und Pröbste der Gemeinde aber tun vor dem Altar ihre Schuldigkeit. Alles geht in einer weihervollen Stimmung vor sich und endet mit Andacht und Erhebung. Und wenn alles vorüber ist und die Menschen auseinandergehen, dann wandeln die Laternen wieder nach allen Seiten in die Wildnis davon, die Lichter in der Kirche erlöschen, dunkel steht sie mit ihrem Turm in der Nacht, und es ist eine tiefe Finsternis. Nur der Schnee glänzt und die Sterne flimmern am Himmel.

Weihnachten!

In Stadt und Dorf rufen die Glocken um Mitternacht zum Gottesdienst, und sie rufen am anderen Morgen zu dem Feste. Es sind Millionen Tempel, in denen man die Geburt des Heiligen Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen heranrückt, so rückt das Geläute von Osten gegen Westen, bis es in andere Länder und an das Meer kommt. Dort macht es nicht halt und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Ozeans von neuem. Und wenn es kein Christbaum ist, unter dem sich frohe Menschen zu andächtiger Feier im Kreise ihrer Familie versammeln, so sind es weihnachtliche Krippen und Weihnachtswiegen, immergrüne Stechpalmen, Misteln und Barbarazweige, die man über Türen oder an Lampen anbringt und die als weihnachtliches Symbol die Herzen von jung und alt höher schlagen lassen, so daß man sich mit Liebe ins Auge sieht.

Das Christfest ist das schönste Fest im Ring des Jahres. Es ist das Fest der Liebe, umspannt den ganzen Erdball und verbindet die Völker zu einer großen Gemeinschaft, wie da geschrieben steht im Evangelium: „Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Die Türkentaufe

Von Ingaruth Schlauch

Wie ein Lauffeuer flogs durchs Städtchen Langenburg: Graf Wolfgang von Hohenlohe reitet von Blaufelden her auf Langenburg. Unverletzt und wohlbehalten ist er aus dem blutigen Türkenkrieg zurückgekehrt und nicht nur das, der Kaiser hat ihm für seine Tapferkeit hohe Auszeichnungen verliehen. Sein Vater, Graf Ludwig Casimir, konnte kaum mehr die Ankunft seines Sohnes erwarten, ebenso gingen die wackeren Bürger im Städtchen. Aus allen Gäß-

chen kamen sie zusammengelaufen und berieten, wie man den jungen Herrn gebührend empfangen könne. Im Nu flochten junge Mädchenhände Blumengirlanden, die die Männer eiligst mit Leitern von Fenster zu Fenster über die Straße spannten. Die Ratsherren krauteten sich am Kopf und beschloßen, einer von ihnen müsse den Willkommtrunk entbieten und dazu eine gebührende Willkommrede halten. Am Schult heiß blieb diese Ehre hängen. Der saß nun, schwit-

zend wie ein Magister, über seiner Rede und begann zum wievielten Male: „Erlauchtigster Graf und Herr“, als die Tür aufflog und sein Bub rief: „Denk norr, Vadder, der Vorreiter hat gsocht, der Grof bringt en gfangene Derke mit“ – und schon war er wieder draußen. Hätt der Dunnderskerl den Schulz nur nicht gestört, jetzt wars aus mit der schönen Rede. „Was einen lebendigen Janitscharen?“ Und schon war der Schulz auch draußen auf der Gasse. Da wimmelte es wie im Ameisenhaufen: „Schulz, wascht's scho, a richtiger Derk is dabei!“ wurde ihm von allen Seiten zugerufen und die alte Renners-Mutter meinte, die Türken seien leibhaftige Teufel und sie wisse es gewiß, die hätten kleine Hörner auf dem Kopf.

Während die biedereren Bürger sich noch über das Aussehen des Türken unterhalten, erklingt ein Horn und der Graf reitet mit seinem Gefolge die Straße herunter. Alles jubelt, alles drängt sich herzu, die Gebrechlichen humpeln an Krücken herbei, jeder will den jungen Grafen sehen – und vor allem, den . . . Türken. Der Schulz geht würdig und gewichtig auf den Grafen zu, einen Pokal Wein kredenzend, die Menge gafft und gafft, da sieht der Schulz hinter dem Pferd des Grafen frei, ohne Ketten, in bunter Tracht den Türken, einen gut gewachsenen jungen Mann mit schwarzem Haupthaar, dunklen großen Augen und gesittet demütigem Gehaben. Das also ist der Türk! – und während des Schulzen Blick nach Teufelhörnern auf dessen Kopf fahndet, stupft ihn von hinten der Weber: „Fang an, Schulz!“ „Ach Himmel, seine Rede!“ Also: „Erlauchtigster Türk und Herr! Wir Bürger von Langenburg . . .“ Weiter kam er nicht, denn der ganze Markt hallte wider vom Lachen der Menge, die Ratsherren hielten sich den Bauch vor Lachen und der Graf lachte Tränen. Der Türk vermeinte, das gehöre zur Begrüßung und fing deshalb auch an zu lachen, daß seine weißen Zähne blitzten.

Das war der Willkomm des Türken Osman. Er hatte keine Teufelhörner und keinen krummen Türken säbel zwischen den Zähnen, er wurde ein braver und fleißiger Schloßgärtner. Er beschnitt die Taxushecken zu allerlei lustigen Figuren, er verstand prächtig duftende Rosen zu ziehen, seine liebsten Pfleglinge aber waren Feigenbüsche, Aloe und Agaven, Pflanzen, die ihn an seine ferne Heimat erinnerten. Oft stand er oben im Langenburger Schloßgarten und sein trauriger Blick schweifte gen Südosten, wo er sein Heimatland wußte. Das beobachtete die Eva, die die Wäsche im Schloß wusch, sie zum Trocknen aufhängte und wieder in die schönen geschnitzten Schränke ein-

ordnete. Ihr tat der Türk herzlich leid, wobei der Ton auf „herzlich“ lag und aus „Leid“ sehr bald „Lieb“ wurde. Denn Mitleid und Liebe wachsen gar nah beieinander, das ist altbekannt.

Der heimwehkranke Osman spürte gar bald die fürsorgliche Art des Mädchens und war ihr von Herzen zugetan. Als der Eva ihre Mutter hinter die heimliche Liebe ihrer Tochter kam, da hätten ihr das Gezeter hören sollen! Ums Himmels willen, einen Türk, einen schwarzen Heiden willst du heiraten! Was sagen da die Leut! Sie selbst hats im ganzen Städtle herumgetratscht, so daß alle auf die arme Eva mitsamt dem armen Türken zeigten.

In ihrer Not beichtete die Eva unter gar vielen Tränen die Geschichte der Komtesse Eleonora Juliana, die ihr allezeit gewogen war, und bat sie um Rat. Damals wars Spätherbst und die Georginen blühten. Die Komtesse sann eine Weile nach – und sie wußte Rat. In aller Stille nahm der Osman, nachdem er seinen Garten eingewintert hatte, Unterricht im Katechismus und der christlichen Lehre beim Herrn Hofprediger Hirsch. Er war ein erfreulich eifriger Schüler.

Inzwischen hatte es geschneit und Langenburg bereitete sich auf einen feierlichen Christfestgottesdienst vor. Überall war gemunkelt worden, daß dies Jahr in Langenburg ein merkwürdiges Christkind zu sehen sei. Selten hatte die Langenburger Kirche so viele Besucher wie an diesem Christfest, noch aus den Nachbardörfern strömten die Neugierigen zusammen. Denn alles wollte das große Ereignis miterleben, wie im Christfestgottesdienst die Taufe des Osman und zugleich seine Hochzeit mit der Eva gefeiert wurde. Allenthalben waren Tannenzweige angebracht, festlich strahlten die Kerzen und die Braut strahlte in ihrem weißen Kleid mit der Weihnachtssonne um die Wette. Graf Wolfgang und Komtesse Eleonore waren Trauzeugen und Taufzeugen zugleich. Aus dem Satanstürken und Heiden Osman wurde ein ehrbarer christlicher Christian Gottlob und die zahlreichen Gottesdienstbesucher schluchzten vor Rührung und Freude, als die Eva ihrem frischgetauften Gottlob Christian das Jawort am Altar gab. Und die Weihnachtsglocken läuteten festlich, daß ein armes, verlassenes Menschenkind aus weitem fernen heidnischem Land eine innere und äußere warme Christenheimat gefunden hatte.

„Hob i's damals net gsocht“, meinte die alte Renners-Mutter beim Heimhumpeln aus der Kirche, „der Teufelskerle von Derk hat doch Hörner aufm Koupf, bloß siechts mer net, sonst hätten der die Eva net kriegt.“

Ins tausendjährige Reich

Zum 3. Band der Roman-Trilogie „*Fluch und Segen des Ackers*“ von Hans Reyhing

Das umfangreiche Epos vom tausendjährigen Acker liegt nun abgeschlossen vor uns. Hans Reyhing hat damit ein Werk geschaffen, das zum Bleibenden in unserem Schrifttum gehören wird.

Vier umfangreiche Erzählungen umschließt nun der 3. Band. Die zweite davon, „Die Auswanderer“, spielt im Anfang des 19. Jahrhunderts und hat als Hintergrund die religiösen Strömungen unserer Heimat zu dieser Zeit, Strömungen, die zur Auswanderung in den Kaukasus führten.

Schon die Herausgabe eines neuen Gesangbuches (1791), aus dem den damaligen Menschen eine ganz ungewohnte, neue Tonart entgegenzukommen schien, erweckte Mißtrauen, das sich noch steigerte und zum Widerstand gegen das Kirchenregiment auswuchs, als im Jahr 1809 eine neue Liturgie eingeführt wurde. Bei der Taufe z. B. sollten die Gvattersleute nicht mehr gefragt werden: „Widerstehet ihr dem Teufel und all seinem Werk und Wesen?“ sondern: „Entsaget ihr allem Unglauben und Aberglauben, allen sündlichen Gesinnungen, Neigungen und Werken?“ So bildeten sich da und dort Widerstandsnester und an manchen Orten tauften die Väter ihre Kinder selbst, nach der alten Liturgie, und in unserer Erzählung ruft einer entrüstet aus: „Habt ihr's nun gehört? Den Teufel läßt man links liegen, das nächstmal, ihr werdet's noch erleben, Gott selbst!“ Viele wollten sich deshalb von der Kirche trennen, und es schien ihnen unter diesen Umständen der Glaube ans tausendjährige Reich die letzte Rettung. Ein kleiner Ausschnitt aus der Erzählung „Die Auswanderer“ möchte dies zeigen.

Am Nachmittag war die kleine Stube des Hülenwebers vollgepfropft mit Stundenleuten. In der Ecke saß, die Hände über dem Tisch zusammengelegt und den Blick wie zur Sammlung darauf gerichtet, Martin Vollmer aus Reutlingen; neben ihm, die gütigen blauen Augen ruhig auf die Versammelten gerichtet und die langen, spärlichen Strähnen des weißen Haares sorgsam über den großen Schädel gelegt, der Hülenweber.

Auf einigen Schrännlein, die dicht hintereinander in die enge Stube hereingestellt worden waren, hatten, jeweils gesondert sitzend, Männer und Weiber Platz genommen; auch des Schultßen Michels Weib, das heute zum erstenmal in der Stund war. Stühle und Schemel waren von überall herbeigetragen worden, und selbst in der Schlafkammer hatten die Leute Platz genommen, ja sogar im Hausöhrn, um durch die offenstehende Türe die Reden zu vernehmen. Ja, noch auf der Bühnentreppe saßen einige erst später gekommene Frauen. Von oben ließ sich das ängstliche Gacksen einer Henne vernehmen, die sich verstohlen einige Körner erpickt hatte und nun den Rückweg versperrt fand. Vom Stall her hörte man ab und zu das Meckern einer Geiß, deren Mittagsfraß im Drang des besonderen Tages vielleicht zu kurz bemessen worden war.

In der Stube begann nun der Hülenweber mit einem

kurzen Gebet, das er aus dem Herzen sprach. Dann erhob sich der Reutlinger, in den Händen das Neue Testament, und las aus dem Matthäus-Evangelium: „Sehet zu, daß euch niemand verführe. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen.“ Und nun klappte er, den Zeigefinger der rechten Hand zwischen die aufgeschlagenen Blätter legend, das Testament zu und begann zu sprechen, indem er von Zeit zu Zeit das Büchlein wieder aufschlug und immer wieder ein Wort daraus in seine Rede flocht:

„Liebe Brüder, liebe Schwestern! Es naht sich das Ende aller Dinge, wie da geschrieben steht: Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschreckt nicht. Das muß zum ersten alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da. Denn es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere.

Stehen wir nicht mitten in diesen Zeiten? Seit zwanzig Jahren ist Krieg und steht ein Volk gegen das andere und ist kein Ende abzusehen; noch immer ist die Erde von Kampfgetöse erfüllt. Dazuhin tritt: Es werden Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben kommen hin und wieder. Diese sind noch nicht da; aber das Unglück hat begonnen mit Unwetter und Mißwachs und einer ungeheuren Mäuseplage, eins wird dem andern folgen. Deshalb nützet die Zeit! Wendet euch ab von den falschen Propheten und Verführern, die in Schafspelzen daherkommen, aber inwendig reißende Wölfe sind! Im Kirchenregiment sitzen sie sogar, das ist auch ein Zeichen vom Ende. Vor achtzehn Jahren haben sie uns das alte Gesangbuch genommen; nun stellen sie alles in der Kirche auf den Kopf, bei der Taufe, beim Abendmahl, bei der Konfirmation. Ihr habt's selbst gehört heute. So rufen die wahren Christen und gottesfürchtigen Leute: Weg von der Kirche, sie ist die große Babylon, wie es in der Offenbarung heißt, die Mutter der Hurerei und alles Greuels auf Erden! Und viele auf und ab im Lande verlassen sie, forschen selber in der Schrift und werden vom Geist erleuchtet. Sie lassen ihre Kinder nicht mehr taufen, ja sie taufen die Neugeborenen selber und nehmen die Strafe und Verfolgung auf sich. Ihrer viele sind gefangen auf dem Asperg. Wie da geschrieben steht: Als dann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch töten. Und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Menschen! Was dünket euch nun, sollen wir nicht auch die kalte, ungläubige Kirche verlassen und uns ganz in die warme ‚Stund‘ flüchten?“

Der Redner hielt inne. Es war eine tiefe Stille. Vermochten die Menschen dieses Albdorfes das ihnen Neue und Schwere zu fassen? Hatte er nicht zuviel gewagt? Forschend blickte er sich in der Versammlung um. Die Leute

waren im Innersten aufgewühlt. Die neue Taufliturgie hatte sie befremdet; sie fühlten sich von dunklen, zukünftigen Dingen umschattet, vom allertiefsten Ernst zu den allerletzten Entscheidungen aufgerufen, und es war eine Unsicherheit in ihnen, sie wußten nicht ein noch aus. Auch der Hülenweber saß erschüttert neben dem Redner. Er erhob sich nun langsam, und versöhnend begann er, der Bruder Martin habe Schweres gesagt, vielleicht sei es zu schwer; man könne das letzte darüber noch nicht sagen. Er meine, zunächst habe der Bruder Michael Hahn, auf dessen Stimme man bei den Stundenleuten in ganz Württemberg und darüber hinaus immer mehr höre, völlig recht, er lasse sich nicht in die Kirche hineinbannen, aber auch nicht hinaus.

Das gefiel den Leuten besser, und sie blickten vertrauend auf ihren Hülenweber und verstanden es auch wohl, wenn er nun sagte, daß die Stundenleut' ein Sauerteig sein müssen, der die andern allmählich durchdringe und auch die Kirchenregierung zwingt, bei dem Wahren zu bleiben. Damit wandte er sich freundlich nickend nach dem Reutlinger Bruder, durch Blick und Miene ihn auffordernd, wieder das Wort zu ergreifen.

Der setzte nun seine Rede fort. Und er griff hinein in das Buch der Offenbarung und beschwor den ungeheuren Kampf, der zwischen dem Reich Gottes und der Gewalt des Satans entbrennen werde. In Blut und Feuer brodele die Erde. Die wahren Gläubigen aber, die die Stimme Gottes hören, werden in diesen letzten Nöten geborgen. Geborgen an einem sicheren Ort!

Man habe vermeint, das sei das heilige Land Palästina, und schon vor acht Jahren sei die Prophetin Gottlieb Kummer, die Tochter eines Weingärtners und Stundenhalters in Cleebronn, mit einigen Gläubigen nach Wien gereist, um vom türkischen Gesandten Pässe nach Palästina zu erbitten und die Auswanderung dahin vorzubereiten; es sei aber vergeblich gewesen. Das Heilige Land werde wohl auch nicht der in der Bibel genannte Bergungsort sein, denn es heiße im Evangelium Matthäus: „Aldann flihet auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist.“ Also wäre hier des Bleibens auch nicht. Aber sonst irgendwo im Osten werde Gott in der Not der letzten Tage die Seinen schützend zusammenführen – dann erst komme das Ende. Dann reite Christus als Kriegsheld auf weißem Roß aus dem offenen Himmel. Das Tier und seine ihm untergebenen Könige zögen ihm mit ihren Heeren entgegen. Es werde geschlagen samt dem Antichrist und in den feurigen Pfuhl geworfen, der Teufel aber, der es losgelassen, auf tausend Jahre gebunden und das tausendjährige Reich errichtet, wo die christlichen Märtyrer, die das Zeichen des Lammes tragen, mitleben und -regieren werden tausend Jahre lang. Der Redner hielt inne und legte das Neue Testament geöffnet auf den Tisch.

„Und das Ende wäre also nahe und der Anbruch des tausendjährigen Reichs nicht mehr fern?“ fragte nun aus der Stille der in das Ungeheuerliche versunkenen Gemüter heraus des Schultßen Michel. Er erschrak selbst

über seine Frage und wußte eigentlich nicht, wie er dazu gekommen war.

„Die Zeit ist nahe herbeigekommen“, antwortete mit erhobener Stimme der Redner. „Der Antichrist ist jetzt da. Die Offenbarung sieht Heuschrecken daherkommen gleich Rossen, die zum Krieg bereit sind, mit Panzern wie von eisernen Ringen. Ihre Flügel rasseln wie Kriegswagen und ihre Schwänze wie die der Skorpione, und es ist ihnen Macht gegeben die Menschen zu quälen. An ihrer Spitze“ – er rief es mit lauter Stimme – „reitet als König ein Engel des Abgrundes, dessen Name ist Apollyon.“ – Der Redner machte eine Pause, dann fuhr er mit gesteigerter Stimme fort: „Mit dem Zeichen des Neins an der Stirne heißt es N-apoleon!“

Ein tiefes Erschrecken ging durch die Zuhörer. Napoleon! Ein banges Ah! entrang sich der Brust vieler. Nun war die ungeheure Spannung des Inneren gebrochen, nun hatte man gleichsam etwas in der Hand: Der Napoleon – der Antichrist! So mochte die letzte Zeit nicht mehr ferne sein.

„Und es hat einer gelebt“, fuhr der Redner wieder fort, „dem die Gnade geworden ist, die Schrift besser zu verstehen und tiefer zu erforschen. Der von allen verehrte schwäbische Prälat Bengel hat schon vor siebzig Jahren nach Angaben der Schrift ausgerechnet, wann der Herr kommen und das tausendjährige Reich aufrichten werde – im Jahre 1836!“

Wieder ging ein allgemeines Ah! durch die Reihen. Also etwa in fünfundzwanzig Jahren! Die Leute saßen mit weit vorgebeugtem Oberkörper da, den Mund offen wie kleine Kinder, völlig bereit, sich dem Ungeheuren aufzutun.

„Noch manches andere, das eingetroffen ist, hat der Bengel, den man schon 1752 begraben hat, vorausgesagt. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts werden die letzten Kämpfe anheben – es ist so gekommen, die Franzosenkriege haben um 1789 begonnen! Das Kaisertum, sagte er im Jahre 1740, werde noch etwa sechzig Jahre bestehen – 1806 ist es untergegangen! Der König von Frankreich werde wohl noch Kaiser werden – es ist so gekommen! Alles ist eingetroffen, wie er es vorausgesagt hat. So wird auch das Ende zu der Zeit eintreten, wie es von ihm errechnet wurde. Darum wachet und betet und sammelt euch und machet euch bereit, daß auch ihr euch bergen könnt vor den Schrecken der letzten Verfolgung – vielleicht muß man dieses Jahr noch flüchten! – und daß ihr teilhaben möget am tausendjährigen Reich!“ Die Zuhörer waren aufs tiefste ergriffen und völlig dem Tag entrückt. Es war ihnen, Hunderte von Vorhängen seien zurückgezogen und sie blickten nun ins Geheimnis. Hörten sie noch, wie der Hülenweber das Schlußgebet sprach? Wußten sie, was sie zum Schluß noch sangen?

Ach! wie wünsch ich dort zu seyn,
In der engel freudenschein!
Herr! zu enden meine klagen,
Laß die uhr doch zwölfe schlagen!

Baden-Württemberg. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von Fritz Leisinger und Karl Krafft, mit Zeichnungen von Alois Pesot. Georg Westermann Verlag, Braunschweig 1958. 312 Seiten. DM 9.80.

Eine „Anthologie der Heimat“ möchte man dieses Buch nennen und ihm zugleich herzlich wünschen, daß es den Weg in die Hand der Jugend finde, für die es in erster Linie gedacht ist. Wie ein Mosaik sind Schilderungen, Erzählungen, Gedichte, Sagen, Schwänke und Anekdoten zu einem bunten und reichen Bild unseres Landes zusammengefügt, ohne daß der Auswahl etwas allzu Zufälliges anhaftet; sie ist geschickt getroffen, setzt Akzente durch typische Beispiele und läßt Vergangenheit und Gegenwart zu ihrem Recht kommen. In vier Großkapiteln werden die einzelnen Landschaften Baden-Württembergs in ihrer Vielfalt gezeichnet: ihre Städte und Dörfer, ihre Burgen und Kirchen. Doch nicht als bloße Siedlungen und Bauwerke, sondern immer als Gefäße des Lebens, die den Alltag und Feiertag der schwäbischen, fränkischen und alemannischen Menschen dieses Landes umschließen. Die Abschnitte über die einzelnen Landschaften werden in die Mitte genommen von zwei übergreifenden Kapiteln über „Wesen und Sprache der Volksstämme“ am Anfang und „Wirtschaft, Geschichte und Kultur“ am Schluß des Bandes. In der Hauptsache sind die Beiträge dieses Heimatbuches aus den Werken berühmter Dichter und bekannter Schriftsteller unseres Landes zusammengestellt; dem Einheimischen, der mit seiner Heimat und ihrem Schrifttum vertraut ist, wird darum nicht allzuviel Neues geboten, doch mag er manche Erinnerung auffrischen und seine Freude haben an der Begegnung mit alten Bekannten, die ihm in dieser Sammlung nun leichter zugänglich geworden sind. Dem Fremden aber, der unser Land kennen lernen will, für den ist das Buch ein gefälliger und ansprechender Wegweiser, der ihn nicht nur auf die breiten Straßen führt, sondern auch abseits in stillere Gegenden. Vor allem aber – dies sei noch einmal betont – ist es ein Lesebuch für die Jugend, das durch seine abwechslungsreiche Art zu gewinnen versteht.

J. Hampf

Die Schwäbische Alb. Werden und Wesen. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Wagner. Burkhardt-Verlag Ernst Heyer, Essen, o. J. „Deutsche Landschaft“ Band 5. 205 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten. DM 24.–. „s Herzstück vom Ländle ischt d'Schwoba-Alb!“ Darin dürften wohl die meisten Schwaben mit Wendelin Überzwerch einig sein! Sie alle können sich freuen, diesen schönen und prächtig ausgestatteten Band vorgelegt zu bekommen, in dem die so geschlossene und dabei in sich doch so gegensatzreiche Landschaft mit aller Herbe und Sanftheit ihrer reichen Formen eingefangen ist. Man möchte dieses Buch dem Albwanderer widmen, denn was ihm auf seinen Wegen an kleinen und großen Dingen begegnet, das findet er hier wieder, liebevoll beschrieben und gedeutet. Eine Gruppe von Fachleuten – jeder von ihnen mit der Alb innig vertraut – hat in wissenschaftlich klarer und zuverlässiger Form, dabei anregend und leicht verständlich herausgehoben, was zur Erkenntnis des Werdens und Wesens einer Landschaft dient. Streng hat der Herausgeber darauf geachtet, daß jeder Beitrag aus sachkundiger Feder stammt und ein rundes Ganzes ist, aus dem bei aller Gefälligkeit der Darstellung keinerlei Dilettantismus spricht. Der Bogen ist über Jahrmillionen gespannt von der Wandlung des alten Meeresbodens der Jurazeit in die Naturlandschaft der Alb durch die geologischen Kräfte bis zur heutigen Wandlung der Kulturlandschaft dieser Alb durch die Kräfte von Industrie und

Verkehr. In drei großen Kapiteln über Die Landschaft, Die Menschen und Die Wirtschaft wird das Augenmerk gleichermaßen auf Natur und Mensch gerichtet, wird die Kulturlandschaft in ihrem Verwobensein in die Naturlandschaft gezeichnet. Von den dreißig Aufsätzen und ihren Verfassern seien hier einige angeführt: Über Versteinerungen und Bodenschätze, über Klima, Pflanzen- und Vogelwelt schrieben H. Hölder und E. Seibold, O. Elwert, P. Filzer und G. Haas; Spuren der Vorzeit decken G. Riek und W. Kimmig auf; vom Entstehen der Dörfer und Städte, der Burgen und Klöster erzählen O. Eisenstuck, R. Rau und O. Linck; A. Walzer befaßt sich mit den Wallfahrtskirchen, Kapellen und Bildhauerwerken der Alb; von der Landwirtschaft, vom Albschäfer und von der Wasserversorgung wissen Ch. Eberhardt, Th. Hornberger und G. Wagner zu berichten; H. Widmann, M. Schefold und K. Fuß schließlich zeigen die Alb in ihrem Niederschlag in älteren Beschreibungen, in der Malerei und Dichtung. Die Volkskunde kam mit zwei Aufsätzen von A. Bischoff-Luithlen und J. Köpf über den Menschenschlag des Äblers und über Lied und Tanz auf der Alb vielleicht etwas zu kurz weg; man vermißt vor allem eine Darstellung der Mundart. Robert Gradmanns liebevolle Betrachtung der Albwirthäuser um 1930 macht den Beschluß des Buches.

J. Hampf

Die Schwäbische Alb. Text von Franz Georg Brustgi, Fotos von Robert Holder u. a. (Thorbecke Bildbuch Nr. 30).

Bei diesem Band liegt das Schwergewicht auf den Bildern. Die Schönheit der Gegend, die sich zwischen Ipf und Lupfen, zwischen dem Donau- und dem Neckartal erstreckt, wird in einer geschlossenen Folge eindrucksvoller Aufnahmen gezeigt. Aber nicht nur die Landschaft, auch der Mensch, seine Dörfer und Städte sind berücksichtigt; ebenso hat die Kunst ihren Platz im Rahmen des Ganzen. Der Text schildert in knappen aber eindringlichen Worten die geologische, ur- und frühgeschichtliche Entwicklung der Landschaft, ihre geschichtliche Bedeutung im Mittelalter und das Aufblühen ihrer Städte. Die Aufnahmen sind ausnahmslos von starker Aussagekraft, besonders gelungen auch ein paar reizende Farbbilder. Dieser Alb-Band reiht sich würdig in die längst zum Begriff gewordene Bildreihe des Thorbecke-Verlags in Lindau-Konstanz ein.

O. Rühle

Julius Baum, Meister und Werke spätmittelalterlicher Kunst in Oberdeutschland und der Schweiz. Thorbecke Verlag Lindau und Konstanz. –

Der unlängst verstorbene Altmeister der süddeutschen Kunsthistoriker, Julius Baum – wir werden in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift eine ausführliche Würdigung seines Lebenswerkes bringen – hat zu seinem 75. Geburtstag seine Freunde mit einer Zusammenstellung einiger für die Forschung wichtiger Aufsätze überrascht, die der Verlag Thorbecke in ein ansprechendes Gewand gekleidet hat. Er gibt damit eine Weiterführung und Ergänzung seiner „Altschwäbischen Kunst“ aus dem Jahr 1923. Namen wie Meister von Eriskirch, Martin Schongauer, Konrad Witz, Bernhard Strigel, Wilhelm Ziegler mögen den weiten Bogen anzeigen, den das Büchlein umspannt. Ein Nachwort von F. Volbach und W. Fleischhauer, das einen Lebensabriß des Verfassers enthält, schließt den gut bebilderten Band ab.

O. Rühle

Adolf Spemann, Männer und Werke. Erinnerungen eines Verlegers. Winkler Verlag München. 350 S. 16.80 DM.

„... eines Stuttgarter Verlegers!“, müßte man in Vervollständigung des Titels zu diesen Erinnerungen sagen. Doch die Bedeutung dieser Rückschau geht weit über

lokale Grenzen hinaus. Wir denken an den Thüringer Kurt Kluge, den Balten Herbert von Hoerner, den Schweizer Otto Wirz, an Romain Rolland, Stijn Streuvels und Hugh Walpole, aus der Musikwelt nur an Max Reger, Emilie Schumann und die Brüder Busch und noch so viele andere, für die sich der vielseitige Förderer so energisch eingesetzt hat. Mit tiefer Charakterisierungsgabe und ansprechenden Einzelzügen schildert er uns in langer Kette sie alle, die ihm in seinem langen Berufsleben begegneten.

Als Schwaben spricht uns nicht zuletzt die gemütvollle Zeichnung des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens im alten Stuttgart an, das Ad. Spemann schon im Lebensbild seines Vaters Wilhelm Sp. (ersch. 1943) so einprägsam gestaltete. Wir sehen in ihm, der als Kunsthistoriker mit einer gültigen Arbeit über Dannecker begann, ebenso den Mann, der uns unsre Landsleute Paul Bonatz und Erwin Bälz, den Leibarzt des Meiji-Kaisers in Japan, durch ihre Lebenserinnerungen vertraut machte, und der Walter Erich Schaefer und Karl Goetz im Schrifttum einführte. Als Schwabe bekennt er sich zu dem formenden Einfluß des Kriegerlebens in den Reihen unserer 26. Reserve-Division (Soden), und als Bergfreund hat er Haensels „Kampf ums Matterhorn“ und dem Mount-Everest-Buch W. Ehmers die Bahn gebrochen.

Dies alles – und noch mehr – hat ein einzelner Mann, ein tapferer Individualist, geschaffen. Hier darf man wahrlich von einer Persönlichkeit reden, die im Werk und Wesen immer wiederum die Persönlichkeit suchte, auf allen Gebieten unserer Kultur: Musiker und Baumeister, Ärzte und Soldaten, nicht zuletzt Literaten im besten Sinne haben sich ihm anvertraut und sind so seine Freunde geworden.

Bei dem Zeugnis, das diese zutiefst in der Bildung der Jahrhundertwende ruhende Lebensarbeit ablegt (auch dem Stuttgarter „Ebelu“ ist ein dankbares Wort des einstigen Schülers geweiht), darf man der vielgeschmähten Epoche, die man heute so billig als die „wilhelminische“ abtut, doch wohl zurufen, was ein so scharfer Kritiker wie L. Thoma einst bekannte:

„So beweis' mir's einer mundgerecht,
was sie nunmehr in den jüngsten Tagen
allerorten und mit Eifer sagen:
Altes Deutschland, bist Du denn so schlecht ...
wenn ich's höre, kommt mir's recht zu Sinn,
alte Heimat, wie ich gut Dir bin;
daß mir Deine Mängel, die sie schelten,
so viel höher doch als Alles gelten.“

Adolf Spemann ist der Mann, der sich, ohne Fehler und Irrtümer zu beschönigen, aufrecht zu der Zeit bekennt, in der ihm zu wirken bestimmt war. Viele enttäuschende Erlebnisse im Auf und Ab der fünfzig schicksalsvollen Jahre werden vornehm übergangen. Mit Haltung und Würde spricht er vom Tode der Töchter Rotraut und Gerda, der jedem Freund des Verlages liebgewordenen Helferinnen, die der Fliegerangriff vom 23. Juli 1943 hinraffte. Mit tapferer Lebensbejahung klingt der Rückblick aus, und der Mann, der einst Unzähligen mit seinem Wirken im Engelhorn-Spemann Verlag Freude gebracht hat, darf von ihnen zur Antwort den Gruß erhalten: „Habe Dank!“

L. Schreiner

Paul Krauß, Gustav Werner. *Werk und Persönlichkeit*. Selbstverlag des Verfassers.

Dr. med. Paul Krauß vom Christophsbad in Göppingen bemüht sich in dem zum Gedenken an die 150. Wiederkehr des Geburtstags von „Vater Werner“ erschienenen Buch um die Klärung der geistigen, soziologischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen von Gründung und Entwicklung des Bruderhauses, seiner Fabriken und Zweiganstalten. Die Aufgabe war schwierig, da das reich-

haltige Archiv des Bruderhauses mit dem gesamten schriftlichen Nachlaß von Gustav Werner durch Bomben vernichtet worden ist. Um so größerer Dank gebührt dem Verfasser dafür, daß er alle erreichbaren Quellen aus staatlichen, städtischen und kirchlichen Archiven zusammengetragen hat, um ein lebensvolles Bild des von Gottes- und Menschenliebe durchglühten Mannes zu zeichnen, der von einem starken Sendungsbewußtsein durchdrungen, nicht nur die inneren und äußeren Nöte seiner Umwelt erkennt, sondern auch Menschen und Mittel mobil zu machen versteht, um die Notstände zu beheben. Werners nie nachlassende Nächstenliebe hat alle äußeren Widerstände besiegt, und so ist ein fester Bau entstanden, der heute einen wirtschaftlich gesunden Organismus darstellt und eines der größten Werke dienender Liebe trägt. Gerade auch der Jugend sollte dieses Buch in die Hand gegeben werden als Beispiel dafür, was ein unbeugsamer Wille, gepaart mit echtem Gottvertrauen, erreichen kann. Hervorzuheben ist noch die typographisch gediegene Ausstattung, welche die Offizin Chr. Scheufele in Stuttgart dem Buch gegeben hat.

O. Rühle

Herders Standard Lexikon farbig. Erster Band: A bis Generation. 8 Seiten und 1472 Spalten mit etwa 1000 Abbildungen im Text. Subskriptionspreis 49.50 DM, in Halbleder 58.– DM.

Das auf drei Bände angelegte Lexikon zeichnet sich vor allen ähnlichen Nachschlagewerken dadurch aus, daß es erstmalig etwa die Hälfte aller Abbildungen farbig bringt, und zwar nicht zu Tafeln zusammengefaßt, die man sich mühsam zusammensuchen muß, sondern jeweils bei dem zugehörigen Text.

Beim Durchblättern des Bandes ist man immer wieder überrascht von der Qualität der farbigen Abbildungen, von der anschaulichen Darstellung komplizierter technischer Vorgänge und von der Klarheit des leichtverständlichen Textes. Eine Fülle praktischen Wissens wird hier geboten! Etwa: Bau und Aufgabe der Körperorgane, ihre Gesunderhaltung, Körperpflege, Kleidung und Kosmetik, richtige und falsche Ernährung (Tabellen über den Nährwert der häufigsten Nahrungsmittel), Zubereitung von Diätgerichten; Säuglingspflege und -ernährung, die häufigsten Krankheiten. Weiterhin Rechtsfragen des Alltags (mit praktischen Beispielen): Erbrecht (wie mache ich ein Testament?), Rechtsmittel, Prozeßordnung, Steuergesetze; wie erhalte ich einen Jagdschein, einen Führerschein? Fragen aus dem Kaufmannsberuf und der Wirtschaft: Buchhaltung in Theorie und Praxis, Gewerbeordnung, Handwerk; die wirtschaftlichen Übereinkommen und Verträge der Länder und ihre Bedeutung für die Versorgung und für die Politik. Besonders eingehend werden auch die Gegenstände der Naturwissenschaften und der Technik dargestellt (Kunststoffe, Atomenergie, Fernsehen, Film, Automation). Viele dieser Artikel enthalten praktische Anweisungen, z. B. für Kraftfahrer (Tabelle: Bremswege), für Rundfunkhörer (Anlage einer Antenne) usw. Zahlreiche nützliche Hinweise bieten auch die Artikel über Hausrat, Wohnungsbau und -einrichtung (zweckmäßige Auswahl, Verwendung und Pflege von Ölheizung, Kühlschrank, elektrischen Geräten usw.). Tier- und Pflanzenwelt sind ebenso berücksichtigt wie das Reisen oder der Sport mit seinen vielen Spielarten. Daneben stehen natürlich all die Einzelheiten aus den Gebieten der Geschichte, Erdkunde, Kunst und Literatur bis hin zu Film und Funk.

O. Rühle

Eßlinger Studien. Herausgegeben vom Kulturrat der Stadt Eßlingen. Bearbeitet von Otto Borst. Band 4, 1958. Otto Borst hat es als Herausgeber wiederum verstanden,

auch das vierte Heft der Folge mit inhaltsreichen Aufsätzen, die den verschiedensten Interessen gerecht werden, zu füllen. Voran steht ein Gedenkwort für den am 6. 4. 1958 verstorbenen Stadtgeschichtsschreiber Emil Haffner. Welchen Verlust Eßlingen mit dem Tode dieses Mannes erlitten hat, verdeutlicht das von Albert Bartelmeß zusammengestellte Verzeichnis der Schriften Haffners. Heinrich Werner versucht anschließend das Geheimnis der Denkendorfer Krypta zu ergründen. Die neuerdings aufgefrischten, von Martin Altweg von Landsberg gemalten Fresken (1515 vollendet), und eine dazugehörige bisher unbeachtete Inschrift, werden neu gedeutet. Für das Eßlinger Volksschulwesen von 1519 bis zum Ende der Reichsstadt hat Wilhelm Böhringer den archivalischen Quellenstoff wohl vollständig zusammengetragen und diesen zu einer aufschlußreichen Übersicht, die auch auf die Unterschiede zur altwürttembergischen Schule hinweist, verarbeitet. Sozialgeschichtlich wichtig ist die Arbeit von Gerd Wunder. Unter Zugrundelegung eines Einwohnerverzeichnisses von Sielmingen für die Zeit zwischen 1346 und 1598 untersucht er die Entwicklung der Bevölkerung und des Besitzes, die Wirksamkeit der Realteilung, die Erblichkeit der gemeindlichen Ämter, wobei auch für die Namenkunde einiges abfällt. Bestimmte Ergebnisse werden durch einen beigefügten Stammbaum der Schultheißensippe Hahn verdeutlicht. In weitere Zusammenhänge, über Eßlingen und seine nähere Umgebung hinaus, führt Karl Siegfried Bader in einem Aufsatz, der sich mit Johann Jacob Mosers Verhältnis zu den Reichsstädten auseinandersetzt. Moser ist uns als aufrechter Kämpfer für das Recht und als gläubiger Pietist bekannt, wir wissen auch, daß er ein hervorragender Jurist war, aber sein Werk ist doch größtenteils in Vergessenheit geraten. Bader weist die Überheblichkeit, mit der die Juristen des 19. Jahrhunderts denen des 18. gegenüberstanden, zurück und macht so den Weg zu Mosers Werk, einer gewaltigen Kompilation, die jedoch durch des Verfassers eigenhändige Register gut erschlossen ist, wieder frei. Schon der von Bader behandelte Teilausschnitt, Mosers Publikationen zum Staatsrecht der verschiedenen Reichsstädte, setzt uns durch seine Reichhaltigkeit in Erstaunen.

Den umfangreichsten und für Eßlingens Geschichte wichtigsten Beitrag hat wiederum der Herausgeber selbst beigeuert. Borst beleuchtet darin die wirtschaftliche Lage und den sozialen Zustand der Reichsstadt im 17. und 18. Jahrhundert. Er kann neben den bisher schon beachteten Verfallserscheinungen doch auch viele positiven Seiten herausarbeiten, die dann auch erklären, wieso eine Stadt, die um 1790 dem wirtschaftlichen Bankrott nahe war, um 1830 die industrialisierteste Stadt des neuen Landes Württemberg geworden war. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, aber jeder, der sich mit dem Städtewesen der Neuzeit beschäftigt, wird den Aufsatz, dessen Anmerkungsteil die Belesenheit des Verfassers dartut, studieren müssen. Ein Aufsatz von Wolfgang Irtenkauf über den 1845 in Eßlingen geborenen Sagenforscher, Mythologen, Novellisten und Übersetzer der Carmina Burana, Ludwig Laistner, beschließt das gehaltvolle Heft.

Hans Jänichen

Otto Ehrhart, *Das grüne Jahr*. Erlebnisse eines Fischers und Jägers. 231 Seiten. DM 9.80. Maximilian Dietrich Verlag, Memmingen.

Mit Recht ist Ehrhart der größte Naturdichter nach Hermann Löns genannt worden. In diesem letzten Buch aus seinem Nachlaß schwingt der jahreszeitliche Rhythmus im Werden und Vergehen der Natur. Wald und Moor, Baum und Blume, Wild und Fisch treten als Gebilde der Schöpfung vor unsere Augen; wir sehen, wie sie im

Wechsel des Jahreslaufs sich wandeln. Aus Ehrharts lebendiger Darstellung spricht das Glück des Waidmanns im Wald und am Wasser, und man möchte recht vielen Naturfreunden wünschen, daß sie an diesem Glück teilhaben.

O. Rühle

„Die Fischwaide in Bach und See“, eine Anleitung für erfolgreiches Angeln von Eugen Hager (Otto Maier Verlag, Ravensburg, 13.50 DM) ist mit 171 Abbildungen und 8 Tafeln gut ausgestattet. Der größte Teil des Buchs, 160 Seiten, sind dem Technischen, der gesamten Ausrüstung des Sportfischers von der Bekleidung und den erstaunlich mannigfaltigen Fanggeräten (die alle einzeln abgebildet sind) bis zum Fischereirecht gewidmet. Auf 50 Seiten werden anschließend die in Deutschland vorkommenden Fischarten mit Beigabe sachlicher Abbildungen beschrieben und Ratschläge für ihren zweckmäßigen Fang gegeben. Das Buch ist ein kleines Kompendium der Sportfischerei.

Linck

„Wir Gefangenen“ – so benennt Karl F. Ritter einen Band Gedichte, den er im Gerhard-Heß-Verlag, Ulm, herausgibt (112 S., Pp. 4.80 DM). Der Titel ließe auf Kriegsliteratur oder auf Verse schließen, in denen eine typische Erlebnissituation des modernen Menschen zum Ausdruck kommt. Doch nichts von alledem. Zwar sind die Gedichte ernstgestimmt, aber ihre Trauer beruhigt sich an schlichten Begegnungen mit Birke und Mond, mit Glockenblume und Feldwicke. So entsteht eine – romantisch getönte – Stimmungsliteratur, die Aussage ganz persönlicher Gefühle ist. Auch in der Form, in Reim und Rhythmus, bleiben diese Gedichte überlieferungsgelassen. Am besten gelingen die gelegentlich eingestreuten heiteren Verse, die, frei von Pathos und Schwulst, unmittelbar ansprechen.

Emil Wezel

Kalender für 1960

Wie alljährlich möchten wir auch in diesem Jahr unsere Leser auf ein paar gute Kalender hinweisen, die wir aus der Vielzahl des Angebotenen herausgreifen. Zunächst der *Kohlhammer Kunstkalender* (DM 6.50), der in 27 farbigen Blättern Meisterwerke der älteren und neueren Kunst bietet, vom romanischen Glasfenster bis zur abstrakten Malerei der Gegenwart. Die großformatigen Bilder eignen sich trefflich als Wandschmuck. – Der *Bodensee-Kalender* des Seehasenverlags in Konstanz (DM 4.–) bringt 25 herrliche Landschaftsbilder vom See und seiner Umgebung nach sorgsam ausgewählten Fotografien bekannter und weniger bekannter Lichtbildner – ein schönes Geschenk für alle Freunde unseres „Schwäbischen Meeres“. – Der Verlag Stähle & Friedel in Stuttgart legt wiederum seinen *Großen Ski- und Bergkalender* (DM 4.80) vor, wie immer von Walter Pause in Bild und Text gestaltet, besonders dadurch ausgezeichnet, daß neben dem Künstlerischen auch das Praktische zu Wort kommt in Ratschlägen für den Berg- und Wanderfreund. – Auf 13 farbigen Kunstblättern sind im *Blumenkalender* (Stähle & Friedel) Blumenmotive von Professor Otto Ludwig Kunz in gewohnter Meisterschaft wiedergegeben (DM 3.95). – Der *Kunstkalender Maler und Heimat* (Stähle & Friedel; DM 4.30) vereinigt 13 gut gedruckte Wiedergaben heimatlicher Landschaftsbilder von Malern der Gegenwart. – Als *Lesekalender* empfehlen wir den *Schwäbischen Heimatkalender* (Kohlhammer Stuttgart; DM 1.40), den Hans Reyhing herausgibt, gleichermaßen für die Jugend wie für das Alter geeignet mit seinen heiteren und besinnlichen Beiträgen und seinem Wechsel von Text und Bildern. Auch das beliebte alljährliche Preisausschreiben fehlt nicht.

O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Geschäftszeit 8–16.30 Uhr (samstags geschlossen)

Fernruf 24 13 98 · Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Vorschau auf die Veranstaltungen des Jahres 1960

Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung 1960 wird, wiederum gemeinsam mit dem Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, am Samstag und Sonntag, 2. und 3. Juli, in Schwäb. Gmünd abgehalten werden.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Auch für 1960 laden wir unsere Mitglieder zu Pfingsttagen in Ochsenhausen ein (4.–6. Juni). Sie sind der weltlichen und geistlichen Barockmusik gewidmet (Konzert im Bibliothekssaal, kirchenmusikalische Feierstunde in der ehem. Klosterkirche Rot a. d. Rot). Am Vormittag des Pfingstsonntag wird die traditionelle Ausstellung mit Werken eines oberschwäbischen Künstlers eröffnet; für den Nachmittag ist eine Fahrt nach Ottobeuren geplant, wo die Riepp-Orgel und die neue Orgel vorgeführt werden sowie durch Kirche und Kloster geführt wird. Am Pfingstmontag führen Hauptkonservator Dr. W. Supper und Dr. A. Schahl bei einer Barock- und Orgelfahrt in Steinhausen, Weingarten und Friedrichshafen (Rückfahrt von hier aus).

Ferienwoche

Die Ferienwoche 1960 liegt, wie alljährlich, in der ersten Sommerferienwoche (28. 7.–2. 8.). Sie findet in Maulbronn statt – mit Unterbringung der Teilnehmer im ehem. Kloster (Seminar) – und wird den nördlich anschließenden Räumen des Zabergäus und Kraichgaus gewidmet sein.

Fachtagungen

Gemeinsam mit dem Bund Deutscher Architekten (BDA) werden verschiedene eintägige Fachtagungen durchgeführt, die Fragen der räumlichen Ordnung der besuchten Landschaften gewidmet sein werden (Ortsbaupläne, Siedlungen, Industrieansiedlungen, Wochenendhäuser). Sie finden statt: am 22. 4. in einem Ort des unteren Rems-tals, am 27. 5. in Leonberg, am 15. 7. in Wangen i. A.,

am 16. 9. in Crailsheim, am 14. 10. in Heilbronn. In den Programmen sind Kurzreferate und Besichtigungsfahrten vorgesehen.

Einzelnen besonders wichtigen Fragen gelten zwei Tagungen, die allein vom Schwäbischen Heimatbund getragen werden. Die eine wird am 20. Mai in Stuttgart unter dem Titel „Naturschutz – in der Praxis!“ durchgeführt und wird den Natur- und Landschaftsschutz vor allem als Rechtsfrage behandeln. Die andere Tagung hat das Thema „Der moderne Bauernhof im Bilde der Heimat“; hierfür sind der 30. 9. und Ulm vorgesehen.

Studien- und Lehrfahrten

Die folgende Bekanntgabe soll den Mitgliedern einen Überblick über die Studien- und Lehrfahrten des Jahres 1960 zum Zwecke einer möglichst frühzeitigen Disponierung geben; die großen Buchstaben bedeuten die verschiedenen Preisklassen (A bis DM 7.50, B DM 7.50 bis DM 15.–, C DM 15.– bis DM 30.–, D DM 30.– bis DM 60.–). Die ausführliche Ausschreibung erfolgt in Heft 1/1960; von diesem Zeitpunkt an können Anmeldungen angenommen werden. Eine Ausnahme bilden hierin die Wiederholungen von Fahrten des Jahres 1959; für sie ist sofortige Anmeldung möglich.

Sonntag, 3. 4.: Volkskundlicher Streifzug am Rande der Großstadt (Prof. Dr. H. Dölker), A.

Samstag, 23. 4. ($\frac{1}{2}$ tägig): Glockenkundliche Fahrt mit Besuch der Kirche in Billensbach (Pfarrer G. Gommel), A.

Sonntag, 24. 4.: Mittelfranken östlich des Hesselbergs (Archivrat K. Schumm), B.

Samstag, 30. 4. ($\frac{1}{2}$ tägig): Markgröningen (Dr. Graf Adelman), A.

Samstag bis Montag, 30. 4.–2. 5.: Schweizer Jura (Wiederholung der Fahrt vom 1.–3. 5. 59, vgl. Heft 1/1959).

Samstag, 7. 5. ($\frac{1}{2}$ tägig): Glockenkundliche Fahrt ins Lenninger Tal (Pfarrer G. Gommel), A.

Sonntag, 8. 5.: Neue Landschaftsschutzgebiete der schwäbischen und fränkischen Keuperberge (Hauptkons. Dr. Rathfelder), B.

Samstag bis Montag, 14.–16. 5.: Bauten der Vorarlberger Meister in Österreich und der Schweiz (Landeskons. W. Genzmer), C.

Samstag und Sonntag, 21. und 22. 5.: Nordschwarzwald (Oberstudienrat F. Gittinger), B.

Himmelfahrt, 26. 5.: Natur- und Landschaftsschutzgebiete der Balingen Berge (Hauptkons. Dr. Rathfelder), B.

Samstag, 28. 5. (1/2täglich): Murrhardt (Dr. Schahl), A.

Sonntag, 29. 5.: Waldensersiedlungen und Waldenser-museum (Dr. Fr. Vogt), A.

Samstag, 11. 6. (1/2täglich): Michelsberg b. Brackenheim (Dr. Graf Adelman), A.

Sonntag, 12. 6.: Raichberg und Killertal (Prof. Dr. Hölder), A.

Donnerstag, 16. 6. (Fronleichnam) *bis Dienstag*, 21. 6.: Durch die Wachau nach Wien (Dr. Lemperle) D.

Samstag 25., bis Mittwoch, 29. 6.: Graubünden (Wiederholung der Fahrt vom 27. 6.–1. 7. 59, vgl. Heft 1/1959).

Samstag und Sonntag, 9. und 10. 7.: Violau, Welden, Holzen, Thierhaupten, Niederschönenfeld, Leitheim und Kaisheim (Prof. Dr. Lieb), B.

Samstag, 16. 7.: Cleversulzbach (Dr. Schahl), A.

Sonntag, 17. 7.: Altlichtenstein bei Neufra, Bubenhofen, Trochtelfingen, Hölstein, Hohenerpfringen (W. Baur), B.

Samstag, 13., *bis Montag*, 15. 8.: Saargebiet (Leitung: Saarländischer Heimat- und Kulturbund), C.

Samstag und Sonntag, 3. und 4. 9.: Hochrhein (Dr. Stemmer und Dr. Schahl), B.

Samstag und Sonntag, 10. und 11. 9.: Basel und Ronchamps (Wiederholung der Fahrt vom 13. und 14. 6. 59, vgl. Heft 1/1959).

Samstag, 17. 9. (1/2täglich): Kloster Adelberg (Dr. Schahl), A.

Sonntag, 18. 9.: Schloß Lichtenegg, Ruine Waseneck, Oberndorf, Ruine Albeck, Sulz (W. Baur) B.

Samstag bis Montag, 24.–26. 9.: Oberer Main (Doz. Dr. Dr. H. Schmidt-Ebhausen mit Prof. Emmerich und Dr. Schahl), C.

Samstag, 1. 10. (1/2täglich): Glockenkundliche Fahrt in den Schwarzwald (Pfarrer G. Gommel), A.

Sonntag, 2. 10.: Kirchen und Burgen an der mittleren Jagst (Archivrat K. Schumm), B.

Samstag und Sonntag, 8. und 9. 10.: Pfälzer Bergland (Dr. Schahl), C.

Samstag und Sonntag, 15. und 16. 10.: Fahrten ins Blaue.

Einbanddecken und Einbinden

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1959 der „Schwäbischen Heimat“ sind vorrätig und können ab sofort bestellt werden (DM 1.50 zusätzlich Porto und Verpackung); Jahrgänge, die über uns zum Einbinden gelangen sollen, bitten wir bis 31. 1. 1960 einzusenden (Herstellung eines Einbandes DM 3.–).

Bitte

Die Gewinnung möglichst vieler weiterer Mitglieder ist, auch vom Gesichtspunkt der Niedrighaltung unseres Jahresbeitrags, besonders wichtig. Wir bitten deshalb unsere Mitglieder, sich in ihrem Bekanntenkreis darum zu bemühen und dabei sowohl auf das zumutbare kleine Opfer für unsere Sache hinzuweisen, welches der Mitgliedsbeitrag bedeutet, als auch die Vorteile der Mitgliedschaft ins Licht zu rücken (Bezug der Zeitschrift, Vergünstigungen bei Veranstaltungen). Gegebenenfalls bitten wir um Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung.

Mitgliedern, die mindestens zwei Mitglieder im Jahre werben, wird für das betreffende Jahr der Mitgliedsbeitrag erlassen, sofern sie nicht eine Buchspende vorziehen.

Dank

Bei Jahreswechsel dankt die Vereinsleitung den Mitgliedern für die rege Teilnahme am Leben des Vereins. Allen denen, die ihren Beitrag für das Vereinsjahr 1959 freiwillig erhöht haben, sagen wir dafür besonderen Dank!

Einladung

Hiermit laden wir unsere Mitglieder auf Montag, 21. Dezember 1959, 17.30 Uhr zur Mitgliederversammlung in den Saal des Württ. Landesmuseums, Stuttgart S, Altes Schloß, ein. Die Tagesordnung sieht folgende Punkte vor: Tätigkeitsbericht, Kassenbericht, Neuwahl des Vorsitzenden, Verschiedenes.

Der stellv. Vorsitzende: Dr. Graf Adelman
